N12<528773295 021
ubTÜBINGEN

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Sechstes Heft.

Die Tamil- und Telugu-Länder.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Gfk I 150 b

I. Das Tamilland.

1. Land und Volk im Allgemeinen.

Unter den vielen Ländern, welche das weite Indien umfaßt, steht das die südöstliche Ecke der Halbinsel einnehmende Tamilland in einem gewissen Verruf: es gilt bei der übrigen Bevölkerung für das am schwächsten civilisirte, d. h. brahmanisirte. Sein Name ist wohl dem Drawida-Namen von Indiens dunkelfarbigen Urbewohnern entsprungen, der vielfach auch Dramila geschrieben wird. Jedenfalls sind die Tamiler diejenigen Drawiden, welche diesen Namen der ganzen großen Völkerfamilie zu verewigen den meisten Anspruch haben. Von allen Indiern scheinen sie sich auch am leichtesten in fremdes Wesen zu finden, wie sie denn nicht bloß den Kern der Madras-Sipahi-Regimenter bilden, sondern auch weithin durch Indien und darüber hinaus dem Europäer als Diener folgen oder als Taglöhner (Kulis, von Kuli = Lohn) sich auf die entferntesten Gestade begeben.

Das Tamilland theilte sich übrigens von Anfang an in mehrere Gebiete. Seine reich gesegnete Mitte bildete der Tschola-Kreis im untern Stromgebiet und Delta des Kaweri-Flusses, der dem nur spärlich beregneten Lande etwas von der Wasserfülle der Westghats zuführt. In diesem „Tschola Mandala", nach dem die Portugiesen die ganze Küste Koromandel nannten, ist von arischen Einwanderern frühzeitig Damm- und Kanalbau mit allem Zubehör indischer Reiskultur eingeführt worden; es ist ein Land alter Königsstädte wie Tandschaur und ebenso berühmter Tempel wie Kumbakonam, Srirangam, Tirutschinapalli u. s. w. — Nördlich davon erstreckt sich zwischen dem Meer und den Ostghats ein weniger fruchtbarer, theilweise sandiger und gebirgiger Strich bis über Madras hinaus, der zu Zeiten gleichfalls dem Tschola-König unterworfen war. Hier war Kantschipuram das größte Heiligthum, Tschendschi die Königsburg. — Westlich vom Kaweri-Gebiet lag das Reich Tschera, das durch den Bergeinschnitt bei Palghat sich gegen Malabar hin ausdehnte. — Das hügelige Südland aber, Pandi genannt, hatte

an Kolchei eine schon zu Christi Zeiten im Abendland bekannte Handels- und Hafenstadt und an Madura einen vielgenannten Sitz von Göttern, Königen und Weisen. Von dort erstreckte sich Tamil-Sitte westlich bis in die Nähe des heutigen Triwandram und östlich über die Nordhälfte der Insel Ceylon. Aus Ceylon herübergekommenen Einwanderern, den Schanars, schenkten dann die alten Pandi-Könige den damals wüsten Landstrich am Meere, der die heutige Provinz Tinneweli im äußersten Süden umsäumt.

Als ums Jahr 1340 das Reich der Najer von Widschajanagara erstand, welches die norddrawidischen Länder der Telugus, Kanaresen und Tulus umfaßte und 200 Jahre lang die von Norden andringende muhammedanische Macht mit aller Kraftanstrengung aufhielt, wurden ihm auch die Tamilkönige von Tschendschi, Tandschaur und Madura zinsbar, deren Gebiet nun den Gesammtnamen Karnatik erhielt. Dieses Najerreich blühte noch, als die Portugiesen sich (1498) auf der Westküste Indiens festsetzten und sank erst, als auch ihre Macht den Höhepunkt erreicht hatte. Mit seiner Zerbröcklung nach dem Siege der vereinigten Muhammedaner in der Schlacht bei Talikota an der Krischna (1564) brach wie für das ganze südliche Indien, so auch für das Tamilland eine Zeit grausiger Verwirrung an, in der ein streifender Mahrattahäuptling sich (1624) im Tscholakreis festsetzte und die neue Tandschaur-Dynastie begründete, während verdrängte Telugu-Barone und erobernde Muhammedaner andre Gebiete einnahmen und an den Küsten Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen Handelskomptoire errichteten.

Bedenkt man, daß es Brahmanenkolonien waren, die vor wohl mehr als 2000 Jahren schon den Grund zur Gesittung der Tamiler legten, so muß man wirklich staunen über die Tiefe und Festigkeit, mit welcher der finstre Dämonendienst der drawidischen Urbewohner noch heute neben der lichteren Religionslehre des Brahmanismus in vielen Schichten der Bevölkerung wurzelt. Bosheit und Haß ist nach der Volksanschauung ein stehender Charakterzug all der abgeschiedenen Geister, die man als Dämonen (Pei) verehrt. Man wendet sich nie an sie, um Segen und Wohlthat von ihnen zu erlangen, noch traut man ihnen Gefühle des Wohlwollens oder Erbarmens zu. Sie wohnen in schattenreichen Bäumen, in menschenleeren Einöden, in düstern Wäldern, zerfallenen Häusern, kurz an allen unheimlichen Plätzen. Alles Uebel kommt von ihnen her. Sie verderben die Reis- und Getreide-Ernte, sie trocknen den Saft der Palmen aus, sie wehren dem Regen, das

dürstende Land zu erquicken. Sie verursachen Krankheiten an Menschen und Vieh; sie entwurzeln die Palmenwälder durch entsetzliche Stürme. Das Heulen des Windes, das Kreischen und Aechzen der Baumzweige in stürmischer Nacht sind ihre Stimmen. Sonnenstich und Schwindel kommt von ihrer Bosheit; Schlagflüsse und fallende Sucht sind entscheidende Beweise, daß sie einen Menschen besessen haben. Um aber den bösen Geist wieder aus dem Menschen auszutreiben, wird ihm entweder eine tüchtige Dosis Arznei beigebracht, oder man greift zum Besen, zur Sandale, zum Stock, um den Unglücklichen zu befreien. Hilft Alles nichts, so schreitet man zu Sühn-

Sühnopfer der Schanars.

opfern. Es wird dann ein makelloser Widder ausgewählt, dem man heilige Asche auf den Kopf legt (s. Abb.). Läßt er dieselbe ruhig liegen, so kann man ihn nicht zum Opfer brauchen, weil man glaubt, er habe seine Zustimmung verweigert, dem Pei dargebracht zu werden. Statt der Asche gießt man darum dem zum Sühnopfer ersehenen Thier zuweilen auch Wasser auf den Kopf, in welchem Fall es überaus selten vorkommen soll, daß die erforderliche Bejahung, d. h. das Kopfschütteln unterbleibt.

Uebrigens gibt es auch eine Art künstlich erregter Besessenheit, in welche die Teufelspriester sich durch tolle, betäubende Musik, starkes

Getränk, wilden Tanz und grausige Selbstzerfleischung hineinzusteigern suchen, um in orakelspruchähnlichen, nur halbverständlichen Worten, von denen sie selbst nachher keine Erinnerung haben, die Zukunft zu verkünden. Ja, die Hauptmacht und der Hauptzauber des Dämonendienstes liegt gerade in dem schwärmerischen Taumel, den solch ein Besessener bei den ihn umringenden Schaaren hervorruft. In der Nacht fängt gewöhnlich der Dämonendienst an, meist am Dienstag oder Freitag; er kann aber 2—3 Tage und Nächte lang fortdauern, ja länger, wenn gerade die Pocken, Cholera oder Hungersnöthen dazu rathen. Fast endlos geht in Zeiten schwerer Seuchen der Trommelschlag und das Gelärme der Geängsteten fort, die in ihrer Noth die grause Cholera- und Pockengöttin Mariammen zu besänftigen suchen. Der Priester wird zuerst am Fluß gewaschen, dann mit einer rothen Farbe bestrichen; hierauf schmückt man ihn mit goldenem Stirnband, einem Blumenkranz um den Hals und Glöckchen an den Füßen. Unter lärmender Musikbegleitung trägt er nun ein Gefäß mit Wasser an den Ort, wo der irdene Götze aufgestellt ist und setzt es vor diesem nieder. Schafe werden geschlachtet oder stehen für den Schlächter bereit, bis er von der Gottheit ergriffen einem den Kopf abhaut und das Blut trinkt. Die Hauptsache aber ist der Tanz, durch welchen der Priester nach dem Volksglauben das Gehäus wird, in welches die Göttin ihren Einzug hält. (S. 7.) Erst fängt er an leise zu zittern, dann wird dieses Zittern immer stärker bis er auf den Fußspitzen fast zu schweben scheint. Schelle und Schwert, Trommel und Weihrauch dürfen nicht fehlen, und namentlich klappert die Trommel so gräßlich drein, daß nicht bloß der Besessene, sondern auch das umstehende Volk bis zur Wildheit aufgeregt wird. Von den Antworten, welche der Priester nun auf die Fragen ertheilt, wie lange die Seuche währen werde? ob noch Viele sterben? wann der Regen falle? welche Ernte zu erwarten sei? u. s. w. trifft einiges zu, einiges auch nicht; aber all das läßt sich verschieden deuten und das Unerklärbare fällt der Mangelhaftigkeit des aussprechenden Mundes zur Last, — an der Gegenwart der Göttin zweifelt Niemand.

Vieläftig wie der Banianenbaum, der, während er dich in seinen geheimnißvollen Schatten ladet, dir schönfarbige, aber ungenießbare Früchte beut, spreizt sich neben dem Dämonendienst im Tamillande das nordindische Brahmanenthum aus. Ein Verbindungsglied zwischen beiden ist gerade der Dienst der Mariammen, einer südlichen Form von Siwas blutdürstiger Gemahlin Kali oder Durga, in die eine

ganze Masse von Ortsdämonen aufgegangen zu sein scheint. Mehr noch als in ihr gipfelt aber die brahmanisch-dämonische Union in einem dritten Sohne Siwas, den man im Süden erfunden hat und Ajenar (erlauchter Herr) nennt. Denn während in den Tempeln der Ammen (Mutter) bloß Sudras dienen, sind in einigen Heilig-

Ein Teufelsbanner.

thümern des an der Spitze aller nächtlichen Unholde und Unholdinnen stehenden Ajenar zwar auch Sudras, in andern dagegen Brahmanen Priester. Gewiß ist es auch nicht von Ungefähr, daß Siwa selbst, obgleich im Norden geboren, seine eigentliche Heimat im feurigen Süden gefunden hat, wo, wenn irgendwo, Alles ist wie des Grafes

Blume, die am Morgen blühet und am Abend welk wird, denn Siwa ist ja die zerstörende Gottheit, der das Feuer eignet. Der Gott des Todes und der Zerstörung brahmanischer Seite und die gehässigen, nur Unheil und Verderben sinnenden Dämonen auf Seiten der nicht brahmanischen Hindus stimmten zu wohl zusammen, als daß sie nicht in ein näheres Verhältniß zu einander hätten treten sollen. Dazu kommt, daß hier im Süden eine überreiche und zum Theil anziehende

Ganeja-Anbeter.

Legendenfülle, die im Norden fehlt, und zwar in der Volkssprache selbst, den volksthümlichen Gott umwuchert. Eine noch weit ausgedehntere Verehrung genießt indeß der Lieblingssohn des erhabenen Götterpaares, Ganeja, oder wie ihn die Tamiler nennen Pilleyar (das erlauchte Kind) mit dem Gesicht des klugen Elephanten. (S. Abb.) Er stellt so recht eigentlich den Hausgott vor, während Siwa selbst mehr nur der Festtagsgott ist.

Obschon aber die Familie Siwas, zu welcher auch Subrah-

manjen, Generalissimus der himmlischen Miliz, gehört, dem die alten streitbaren Tamilkönige manches prachtvolle Heiligthum errichteten, über das ganze Land ihr Scepter breitet, ist ihre Herrschaft doch nicht allenthalben ungetheilt und unbestritten. Im zwölften Jahrhundert trat nämlich ein Waischnawa-Reformator auf, der verschiedene dem Siwa zugeeignete Heiligthümer für seinen Lieblingsgott Wischnu zurückforderte und unerschrocken gegen die Oberherrlichkeit des Siwa zu Sriranga bei Tritschinapalli protestirte. Seitdem ist das Heiligthum zu Sriranga, eine wahre Stadt von Pagoden, in den Händen der Waischnawas, die auch noch anderwärts bedeutende Tempel aufzuweisen haben. Noch jetzt ist der Streit zwischen Saiwas und Waischnawas nicht beendet und in Kantschipuram, vielleicht der ältesten Hauptstadt des Tschola-Reiches, geht es oft nicht ohne blutige Raufereien ab, wenn alljährlich die beiden Götter, von denen Siwa in Groß- und Wischnu in Klein-Kantschi thront, sich einander auf ihren prächtig geschmückten Wagen nähern.

Mehr als in manchen andern Gebieten Indiens hat übrigens im Tamillande der Buddhismus, der hier Jahrhunderte lang mit dem Brahmanismus rang, das Ansehen des groben Götzendienstes gemindert, den Brahmanen einen Theil ihrer Glorie abgestreift und die Bande der Kaste gelockert. Die gebildeten Tamiler unsrer Tage betrachten den ceremoniellen Bilderdienst als den niedrigsten religiösen Standpunkt, die selbstquälerische Weltentsagung als den mittleren, und denjenigen reiner Beschaulichkeit als den höchsten. Da man sich aber zu diesem allerhöchsten Standpunkt nicht so leicht emporschwingt ohne die Zwischenstufe herber Kasteiung, wird in dem hochgefeierten Lehrgedichte Kural, das die Tamiler mit Recht als den Kern und Stern ihrer gesammten Literatur betrachten, die Kasteiung als das Wünschenswertheste von allem Wünschenswerthen gepriesen. „Wer mit der Weisheit Elephanten-Haken die Fünfe (d. h. die Sinne) im Zaum hält, — der ist ein Samenkorn für den Ort der Herrlichkeit", sagt darin u. A. der Dichterkönig Tiruwalluwer. Trotzdem ist das gesammte Büßerwesen im Tamillande, wie meist auch anderwärts, in äußersten Verfall gerathen, und es wird vielleicht nirgends besser geschmaust, als in jenen faulen Sanjasi-Klöstern, die sich oft gar fetter Pfründen erfreuen. Immerhin gelten indeß die Waischnawa-Brahmanen noch für verderbter als die Saiwa-Brahmanen, da die siwaitische Tamil-Literatur ungeachtet mancher schmutzigen Legende eine verhältnißmäßig ernste Richtung hat, die noch den meisten sittlichen Halt

gewährt. Selbst Missionare berufen sich bei vorkommenden Disputationen zuweilen auf Aussprüche sivaitischer Dichter, wie z. B. den schönen Vers:

„Bade nur immer, die Sünde weichet nicht. Wenn auch der Schmutz weicht, der innere Schmutz schwindet nicht."

Zwischen den Waischnawa-Brahmanen mit der weißen Erde an der Stirn und den Saiwa-Brahmanen mit der heiligen Asche findet weder Tischgemeinschaft noch Zwischenheirath statt. Von der Beschäftigung beider macht man sich aber bei uns leicht eine irrige Vorstellung, denn die trägen Tempelbrahmanen, denen abgesehen von den oft bedeutenden Tempelpfründen das Volk den Reis in den Mund steckt, bilden nur die kleinste Abtheilung des ganzen Standes. Die übrigen, denen es nicht so wohl wird, müssen sehen, wie sie sich am besten durchbringen. Der Eine singt den Preis seines Gottes an heiligem und nicht heiligem Orte, der Andre sammelt sich als Guru eine Art Gemeinde, für die er namentlich an Freuden und Trauerfesten die üblichen Gebräuche gegen die üblichen Gebühren verrichtet; dieser trägt auf dem Markt und in den öffentlichen Ruhehäusern die beliebtesten Volksgeschichten vor; jener lehrt Grammatik, Logik, Philosophie und Rhetorik. Manchem schmeckt ein wanderndes Bettelleben am besten; Viele bauen den Acker; Einige treiben Handel; Alle aber, die nur einigermaßen strebsamen Geistes sind, betrachten eine Anstellung im Regierungsdienst als den Gipfel irdischer Glückseligkeit, denn was geht doch über ein festes Gehalt! Am unwissendsten und deßhalb auch am verachtetsten sind die Tempelbrahmanen. Doch umgibt selbst das Haupt des ärmsten, unwissendsten und lasterhaftesten Brahmanen ein unaustilgbarer Heiligenschein. Denn ein Stündchen etwa, bevor sich der Sonnengott erhebt, verläßt der Erdengott, der Brahmane, sein Lager und eilt zum Wasser, um dem armen Sonnengott beizuspringen, dem die bösen Dämonen gleich im Anfang seiner Laufbahn in die Zügel fallen. Da sammelt sich nun das Wasser, das der badende Brahmane, sein Angesicht der Sonne zukehrend, in die Hand faßt und über sich spritzt, gleichsam zu einem mächtigen Streiterheere, vor welchem die Dämonen, die der Welt das Sonnenlicht nicht gönnen, die Flucht ergreifen. Derselbe Kampf entspinnt sich um Mittag, wo der Sonnenwagen den Scheitelpunkt erreicht, sowie am Abend, wo die sieben Sonnenpferde zur Rüste gehen, und wieder helfen dann die Erdengötter den himmlischen Streit zum Besten der Erde ausfechten. (S. 11.)

Die Größe des in den Augen der Hindus hiemit geleisteten Dienstes läßt sich erst ermessen, wenn man gesehen hat, wie sich dieselben bei einer Sonnenfinsterniß geberden. In allerlei Geschlechtern und Sprachen Indiens gibt es nämlich Leute, die vom Vater und Großvater her gehört haben, daß man kein Bild verehren sollte, weil von Menschen gemacht; dagegen schicke sich's, die Sonne anzubeten, wenn sie Morgens heraufkomme in ihrer Kraft. Nun denke

Ein betender Brahmane.

man sich die allgemeine Angst, wenn der Drache das Himmelslicht zu verschlingen scheint! „Gowinda! Gowinda!" erschallen dann klägliche Hilferufe über Berg und Thal, und alle Männer eilen hinaus, sich in heiligen Flüssen zu baden. Hunde, Ziegen und Papageien werden ans Wasser gebracht, um auch sie einzutauchen und dadurch die Kraft der Gebete zu vermehren; am Ufer aber stehen heilige Bettler, die sich mit dem Flußschlamm bestreichen und Gebete her-

sagen, für welche sie von Vielen reiche Geschenke erhalten (s. Abb.). Viele Eingeborne, welche Missions- oder Regierungsschulen besucht haben, sind jetzt zwar wohl unterrichtet von dem wahren Grund einer Sonnenfinsterniß, aber selbst unter ihnen klebt Manchen gegen besseres Wissen noch der alte Aberglaube an.

Fassen wir das Tamilvolk in seinen verschiedenen gesellschaftlichen Abtheilungen ins Auge, so machen in ihm die Brahmanen ausschließlichen Anspruch auf den Titel der Zweimalgebornen, weil ihnen keine Kschatrijas und Waissas von unzweifelhaft reiner Abkunft zur Seite stehen, obschon die Vermuthung nahe liegt, daß auch die Brahmanen durchaus nicht alle unvermischt arischen Ursprungs sind.

Eine Sonnenfinsterniß in Indien.

— Eben der Umstand, daß weder Kschatrijas noch Waissas die Kluft zwischen dem ersten und vierten Stand ausfüllen, sicherte aber auch den Sudras eine höhere Stellung, als sie ihnen die nordindische Kastenordnung anweist. Sie bilden in zwei Hauptgruppen den wichtigsten Theil der Bevölkerung, den eigentlichen Mittelstand des Tamillandes. Die höhere Gruppe umfaßt in zahlreichen Abstufungen Kaufleute, Gutsbesitzer und Krieger; die niedrere einfache Landleute und Handarbeiter, unter denen ohne alle Frage die Schanars oder Palmbauern den ersten Rang einnehmen. Wie die Sudras theilweise in die Rechte und Pflichten der Waissas eingetreten sind, so sind im Tamillande hinwiederum die Parias oder Pareier (Trommler)

an die Stelle hinaufgerückt, die ursprünglich den Sudras zugedacht war, und zwar insofern noch höher, als hier von einem irgendwie unfreien Dienstverhältniß von vornherein nicht die Rede ist. Ihr Ehrenname ist Petta Pillei („das Kind vom Hause"), und zu diesem Ehrentitel kommen noch 18 Ehrenzeichen, mit denen sie bei festlichen Gelegenheiten paradiren dürfen, wie z. B. ein weißer Schirm, ein weißer Wedel, quer über die Straße gezogene Blumenguirlanden, über den Weg gebreitete Gewänder, ein weißes Pferd u. s. w. Die angesehenste Klasse unter ihnen sind die Walluwer, die Gurus und Priester der übrigen Pareier; ihr soll sogar der Pflegevater des großen Dichters Tiruwalluwer angehört haben. Sehr viele Pareier sind jedoch, oft nur in Folge kleiner Schulden, so gut wie in Hörigkeit verfunken und hängen darum ganz von ihren Herren ab, woraus denen, die Christen werden wollen, viel Noth erwächst. Andre bringen sich durch Lasttragen und andre derartige Dienstleistungen kümmerlich durch. Verhältnißmäßig sehr gut stellen sich diejenigen, welche Dienste in europäischen Häusern nehmen, zumal kein Kastengesetz sie hindert, sich die Ueberbleibsel vom Tische des Herrn oder gar die Vorräthe desselben zu nutze zu machen. Pareier, die auf diese Weise mit den Europäern in Berührung kommen, zeigen sich viel reinlicher, manierlicher und aufgeweckter als ihre übrigen Kastengenossen; leider aber wird durch ihre Bekanntschaft mit europäischen Bedürfnissen ihre angeborne Trinklust gewöhnlich noch größer und ihre Kunst zu betrügen abgefeimter. — Nach den Pareiern kommen noch mehrere niederere Stufen, welche selbst die wandernden Zigeunerstämme mit einbegreifen. Unter diesen letzteren sind hauptsächlich zwei in ganz Südindien bekannt: die Kurawer und die Tomber.

Von den nach allen Richtungen hin das Land durchstreifenden Kurawern (Bergleuten) geben sich manche mit Korbflechten, andre mit Siebmachen, wieder andre mit Vogel- oder Schildkrötenfang ab, noch andre betteln umher. Die Frauen treiben Zigeunerkünste und die Männer zaubern. Besonders aber thun sie sich als Schlangenbeschwörer hervor. Du stehst vielleicht auf dem Markte und sprichst mit etlichen Leuten, da kommt ein Affe gravitätisch einhergeschritten und wirft plötzlich den Korb, den er auf dem Kopf trug, zur Erde. Alles läuft herbei, das lustige Schauspiel mit anzusehen, denn aus dem Korbe erhebt sich eine Brillenschlange oder ein Paar dieser unheimlichen Reptilien, und schon fängt der Beschwörer, dem sie gehören, seine Arbeit mit ihnen an. Er spielt ihnen auf, sie tanzen; er er-

zürnt sie und sie wüthen. Dann kann er sich von ihnen beißen lassen und drückt ruhig ein poröses Steinlein auf die Wunde, welches das Gift herauszieht. Legt man dieses Steinchen in Milch, so schwimmt das Gift darauf wie grünliches Oel. Solche Steine verkauft der Mann um fabelhafte Preise; er hat aber auch eine Nagawurzel *) bei sich, welche dieselben oder noch bessere Dienste thut, und diese verkauft er um keinen Preis. Es soll schon vorgekommen sein, daß ein Reicher sich glücklich pries, dem Schlangenmann die Nagawurzel abgeschwatzt zu haben; ob er ihr trauen darf, ist eine andere Frage, denn im Handumdrehen hat solch ein Künstler die wirksame Wurzel gegen eine geringere Sorte ausgetauscht und der Käufer ist betrogen. Jedenfalls scheint die Kaste dieser Gaukler noch irgend ein Geheimniß zu bewahren, das sie keinem Fremden anvertrauen will, denn in den Händen europäischer Aerzte hat sich die gerühmte Wurzel (Ophiorhiza mungos) noch nicht als unfehlbares Heilmittel bewährt. Die Gewandtheit, Sicherheit und Geistesgegenwart eines geübten Schlangenbeschwörers grenzt an's Unglaubliche, er scheint im Stande, geradezu Alles, was er will, mit seinem Gewürm durchzusetzen. (Die Abb. S. 15 zeigt uns keinen Kurawer, sondern einen muhammedanischen Schlangenbeschwörer, der bald auf einer kleinen Trommel, bald auf einer Kürbispfeife spielt, während er eine ungiftige Felsenschlange um den Hals hängen und den Blick fest auf die giftige Brillenschlange geheftet hat, die sich vor ihm aus dem Korb loswindet und im Takt hin und herzuwiegen beginnt.)

Verkommener noch als die rohen, unsittlichen Kurawer sind die sich der Taschenspielerei und Seiltänzerei weihenden Tomber, die alles, was sie erwerben, mit Weib und Kind zu vertrinken pflegen. Bald in Vermummungen, bald fast nackt, zeigen sie ihre Gewandtheit in all den Gauklerkünsten, wegen deren die Hindus so berühmt sind. Kein Götzenfest wird gefeiert, ohne daß sie zur Belustigung der versammelten Menge etliche ihrer staunenerregenden, mitunter auch halsbrecherischen Künste preisgeben. (Einem eingebornen Zeichner verdanken wir die Abbildung eines ihrer gefährlichsten Wagestücke S. 16. Ein Weib ist mit einem Kind im Arme bis zur Spitze einer in die Erde befestigten Stange hinaufgeklettert, hat sich dort mit dem Rücken auf die Stange gelegt und hält das Kind an den Beinen, das seinerseits ein Tuch in den Händen hat und keinerlei Furcht verräth.)

*) Naga heißt in Südindien die Brillenschlange.

Obgleich den Hauptzügen nach allenthalben derselbe, zeigt der tamilische Volksgeist sich doch natürlicher Weise in den einzelnen Volksklassen in verschiedener Gestalt. Wiewohl die Brahmanen mehr als alle andern Stände von allen Seiten mit heiligen Bräuchen umschanzt sind, darf man doch nicht glauben, sie thun es in strengem Festhalten am alten Herkommen allen andern Klassen zuvor. Es hat im Gegentheil kein andrer Stand so viele Freigeister aufzuweisen wie gerade der brahmanische, der ja zum großen Theil

Ein Schlangenbeschwörer.

von der Lüge lebt. Ohne Zweifel trägt zu dieser Freigeisterei viel der Umstand bei, daß die Brahmanen mehr als alle andern Stände mit europäischem Brauch und Wissen in Berührung kommen, wobei sich aber nur allzu deutlich zeigt, wie viel leichter die Einführung europäischer Uebelstände von statten geht als die Abschaffung brahmanischer Mißbräuche. So muß z. B. ein Brahmanenmädchen noch immer spätestens im 10ten Jahr einen Verlobten haben, wenn ihr nicht jede Hoffnung auf Verehelichung abgeschnitten sein soll. Unver-

heirathet ist und bleibt sie ein Gegenstand der Mißachtung; stirbt aber der Bräutigam noch ehe die junge Braut das Kindesalter überschritten hat, so ist ewige Witwenschaft mit all ihren Schrecken ihr Loos. — Den sittlichen Kern des Volks stellen im Allgemeinen die Sudras dar, die den Brahmanen an Bildung nacheifern und hie und da selbst den Rang ablaufen. Unter ihnen findet sich im Ganzen die ehrenhafteste Gesinnung, die gediegenste Betriebsamkeit, der solideste Wohlstand. — Von den Sudras zu den Pareiern herabsteigend, stößt

Indische Gaukler.

man auf einen gewaltigen Abstand. Man weiß oft nicht, soll man sich mehr über ihren Stumpfsinn, oder mehr über ihre sittliche Haltlosigkeit wundern und betrüben. Erwirbt sich aber ein Pareier, etwa als Diener in einem europäischen Hause, einiges Vermögen, so trägt er leicht eine lächerliche Aufgeblasenheit zur Schau.

Beschauen wir uns jedoch die einzelnen Theile des Tamillandes

nun etwas näher, denn obschon oft geringschätzig „das umnachtete" genannt, hat es für das Reich Gottes eine Bedeutung erlangt, wie bis jetzt kein andres Gebiet Indiens.

2. Tinneweli.

Durch den majestätischen Gebirgskamm der Ghats von dem an der Westküste gegenüberliegenden Fürstenthum Travankor getrennt, dehnt sich im äußersten Süden des Tamillandes die 240 Quadratmeilen große Provinz Tinneweli mit einer Bevölkerung von etwa anderthalb Millionen Seelen aus. Der kupferfarbene Tamraparni-fluß theilt sie in eine Nord- und Südhälfte. Diese letztere besteht aus einer wellenförmigen, feuerfarbenen Ebene, über die nur durch Fußstapfen bezeichnete Wege führen und gerade aufstrebende, dünn bewipfelte Palmyra-Palmen kaum den Schatten eines Schattens verbreiten. Meilenweit kann man hier reisen und glaubt beständig einen Palmenwald vor sich zu haben, den man aber nie erreicht, weil in dem Maße, in dem man sich nähert, die Bäume aus einander treten. Dazwischen liegen auch baumlose Strecken oder Teris, die aus der Ferne gesehen sich fast wie abendröthliche Streifen am Horizont ausnehmen. Wen immer sein Weg über einen derselben führt, der kann sich nicht anders zurechtfinden, als indem er das Auge auf ein leitendes Gestirn richtet. Nur wo seltene Bäche oder Teiche eine regelmäßige Bewässerung ermöglichen, sieht man auch Gürtel reichen, frischen Grüns. Nördlich von dem im Schmuck seiner Reisfelder prangenden Tamraparni-Thal ist die Gegend fast noch eintöniger; in dem schwarzen Boden der weiten, palmenlosen Fläche gedeiht aber treffliche Baumwolle, ohne die wohl eine weitere Generation darüber hingegangen wäre, bevor das Land die jetzt nach Madras führende Eisenbahn erhalten hätte.

Das Klima Tinnewelis ist sehr heiß. Im April und Mai wird die Glut so furchtbar, daß die Europäer wo möglich an die Küste oder in die Berge fliehen. An der Küste pflegt der gegen 10 Uhr Morgens eintretende Seewind einige Kühlung zu bringen; in die Berge aber locken außer der frischeren, reineren Luft auch großartige Naturschönheiten, wie z. B. die prächtigen Kuttalam-Fälle (S. 18), zu denen auch Heiden aus weiter Ferne als zu einem göttlichen Wunder hergepilgert kommen.

Die heutige Hauptstadt der Provinz ist Palamkotta am Tamraparni, über den eine schöne Brücke zur alten Hauptstadt Tirunel-

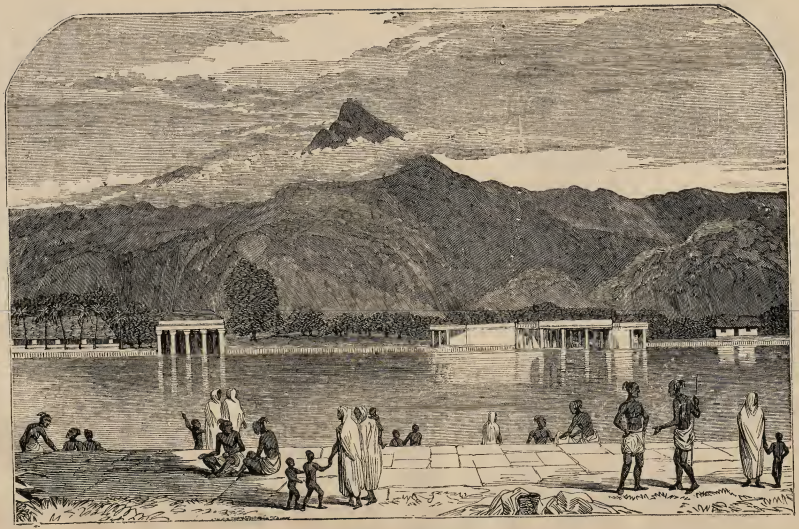
weli hinüberführt, deren Namen die Engländer in Tinneweli verwandelt haben. Oestlich davon liegt am perlenreichen Golf von Manar, der Tinneweli von der Insel Ceylon trennt, der Hafenort

Wasserfälle von Kuttalam.

Tutikorin; in Nordtinneweli ist Siwagasi die bedeutendste Stadt und Sriweliputtur wegen seines großen heiligen Teichs ein Hauptsitz des Brahmanismus. Der Gipfel des sich 6000′ über die

Ebene erhebenden Agastjaberges zeichnet Sriweliputtur als einen durch die Fußstapfen der alten Weisen geheiligten Ort aus, deren Geist es aber doch nicht vor dem überall eindringenden Einfluß ausländischer Religionen zu beschützen vermag. (Das Bild S. 20 zeigt die Badeplätze der Brahmanen, sowie ihr Kloster auf der linken Seite; zur rechten liegt die Herberge für europäische Reisende.)

Unter der Bevölkerung des Landes herrschen die dem Dämonendienst ergebenen niederen Klassen vor. Auf weiten Strecken überragt nur hie und da eine brahmanische Pagode die elenden Teufelstempelchen der untern Kasten, die oft weiter nichts sind als ein pyramidalisch aufgeworfener Erdhaufen. Dem Dämonendienst war, ehe das Christenthum hier Eingang fand, namentlich die über eine halbe Million Seelen zählende Schanar-bevölkerung Südtinnewelis ergeben. Alle diese Schanars pflanzen, die meisten ersteigen auch die Palmyrapalme; die reicheren Glieder der Kaste sind die Besitzer der Bäume, die ärmeren arbeiten für sie; manche sind auch Besitzer und Arbeiter in Einer Person. Das Holz der Palmyra wird zu Balken und Sparren gebraucht, ihre jungen Wurzeln sind eßbar, ihre unreife Frucht enthält eine erfrischende und labende Gallerte. Ihre dürren Blätter bilden die Dächer der Häuser und lassen sich zu Matten und Körben verweben; die jüngeren dienen den Eingebornen als Schreibmaterial, auf das sie mit eisernen Griffeln ihre Buchstaben eingraben. Aber das köstlichste Erzeugniß der Palmyra ist ihr Zuckersaft, der sechs Monate des Jahres aus den abgeschnittenen Blütenkolben quillt und ganze Gegenden mit Nahrung versorgt. Frisch vom Baume herab wird er als Frühstück, zu einer harten schwarzen Masse eingekocht, als Mittagsmahl genossen. Dieses schwarze Brot, Tschakkara genannt, bildet auch einen Handelsartikel, um dessen Erlös der zum Nachtessen gewünschte Reis und Karri gekauft wird. Doch leben ganze Familien monatelang nur von Tschakkara. Zu weißem Zucker raffinirt, wird dieses auch für den europäischen Markt gesucht, und zu Kandis krystallisirt sieht man es oft zwischen den gierigen Zähnen eingeborner und weißer Kinder. Gegohren wird der Saft zum Palmwein, mit dem sich nur zu oft die niederen Kasten — aber nie die streng mäßigen Schanars — berauschen. Um ihn zu gewinnen, muß man den Baum täglich zweimal ersteigen. Jeden Morgen versieht sich der Palmbauer mit seinem Stab, an dem sich oben ein kleines, wagrechtes Stück Holz befindet, mit seinen Gefäßen, Messer und andrem Werkzeug, das er in einem



Sriweliputtur in Nordtinneweli.

um den Leib befestigten Sack trägt. Dann stemmt er seinen Stab gegen den Baum, stellt sich oben drauf, bindet seine Füße zusammen und erklimmt, indem er mit dem Strick in seinen Händen sich am Stamm hinaufschwingt und mit den zusammengebundenen Füßen nachsteigt, in schnellem Schwunge dessen Spitze, wo er die Blütenscheiden beschneidet und klopft und einen seiner Töpfe daran befestigt, oder in seinen Blättereimer den über Nacht gesammelten Saft ausleert. Jeder Baum muß täglich wenigstens zwei-, oft auch dreimal erstiegen werden, theils um die Wunde der Blütenscheiden offen zu erhalten, theils um den ihnen entströmenden Saft zu sammeln; denn wenn er zu lange in dem kleinen Topf gelassen wird, geräth er unfehlbar in Gährung. Das ist ein ziemlich arbeitsvolles Leben, denn die meisten Palmbauern wiederholen dieses Geschäft Tag für Tag während acht Monaten des Jahrs an nicht weniger als 50 Bäumen. So ist denn mancher Schanar in seinem Leben viele Meilen weiter an Palmstämmen auf- und abgestiegen als auf dem Boden gewandelt. Allabendlich kann der Reisende in Tinneweli ihre außerordentliche Gewandtheit bewundern, wenn er bei Sonnenuntergang seinen Spaziergang um das Dorf macht, und die Erinnerung daran bleibt gewiß als eines der lebendigsten Bilder aus jener Gegend in seiner Seele haften. Ueber nichts rühmt sich auch der Schanar so gern, als über seine Fertigkeit im Ersteigen der Bäume. Einmal prahlte ein Jüngling sogar, er wolle eine hohe Palmyra ersteigen, indem er auf seiner Schulter ein Schaf mit hinaufnehme, das er mit den Zähnen festzuhalten gesonnen sei. Er erreichte auch beinahe den Gipfel des Baumes, dann aber wurde das Schaf unruhig, und während er das erschrockene Thier zu bewältigen suchte (S. 22), verlor er seinen Halt und stürzte herab. Glücklicherweise kam er selbst mit einem Beinbruch davon, während das Schaf in Stücke zerschmettert wurde.

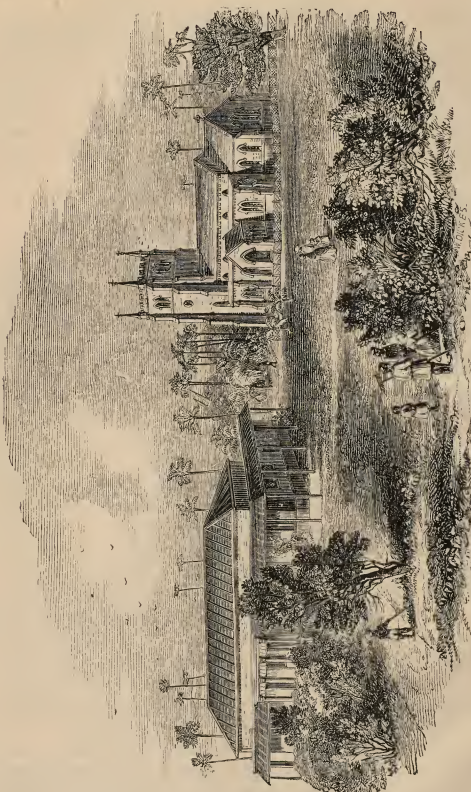
Merkwürdig, daß wie in dem armseligen Boden Südtinnewelis der reichste Baum gedeiht, diese ihrer Natur nach so dürre Gegend in geistlicher Hinsicht die gesegnetste ganz Indiens ist! Römische Christen wohnen hier allenthalben dem Gestade des Meeres entlang in solcher Menge, daß Jemand, der, ohne zu wissen wo er ist, in einem Boote dicht an der Küste hinstreicht, bei dem Anblick der vielen Kirchen, die besser als die hochstämmigen Palmyrapalmen den Sandgürtel zieren, auf den Gedanken gerathen könnte, das ganze Land sei eines der christlichsten Länder auf Erden. Die Leute, ursprünglich allesammt arme Fischer, sind mit der Zeit wohlhäbige Schiffer und

Handelsleute geworden, und so wenig christliche Erkenntniß auch unter ihnen zu finden ist, freut man sich doch, so ansehnlichen Hinduchristen aus so niedrer Kaste zu begegnen. Landeinwärts aber sind allent-

halben blühende Dörfer mit evangelischen Christengemeinden zerstreut, in denen auf den ersten Blick vieles an eine wohlorganisirte englische Pfarrgemeinde erinnert (S. 24). Da steht eine Kirche; manchmal ein gothischer Bau von wirklich architektonischer Schönheit; da ist das Bangala des Missionars, eine reinliche, anspruchslose Pfarrwohnung in einem hübschen Garten und gewöhnlich mit einem köstlichen Schwimmbad versehen; da sind Knaben- und Mädchenschulen, meist mit einfachen aber luftigen Räumlichkeiten für solche, die Kost und Wohnung da haben; da sind endlich die Hütten der Eingebornen, meist in regelmäßigen Straßen an einander gereiht und in der Mitte des Dorfs ein großer Baum, unter dem der Ortsvorsteher Recht spricht, denn die Tinneweli-Christen haben die angeborne Liebe zur Gemeindeverfassung nicht verloren.

Unvergeßlich wird jedem Gast, der einmal davon Zeuge war, ein Sonntag auf einer der Hauptmissionsstationen sein. Wohl wird in jeder Kirche täglich zweimal ein kurzer Gottesdienst gehalten, bei dem Morgens fast nur Frauen anwesend sind, weil die Männer da ihre Palmen ersteigen, und Abends nur Männer, weil die Frauen mit der Zubereitung ihrer Mahlzeit beschäftigt sind; Sonntags aber, wenn sich alle zugleich versammeln, ist es wirklich ein lieblicher und erhebender Anblick. Hunderte von dunklen Eingebornen sitzen da auf dem Boden, die Katechisten und Schullehrer ganz in Weiß, die ärmeren Leute nur in ein Hüftentuch, die Frauen mitunter in freundliche, aber nicht schreiende Farben gekleidet, die Schulkinder in zwei Vierecke zusammengedrängt, alle mit tiefer Aufmerksamkeit dem Gottesdienst folgend, während der Gebete andächtig kniend und begierig der Verkündigung des Worts lauschend, die oft in die katechetische Form übergeht. Der aufgeweckteren Theil der Versammlung schreibt auf Palmblättern die Worte des Predigers nach, so daß zu Zeiten das Gekritz der Eisengriffel für den Ungewohnten störend werden kann. Sanft, melodisch, voll Andacht, erklingt dazwischen der wirklich treffliche Gesang, begleitet von einem schönen Harmonium, und all das zusammen gibt dem Zuhörer, selbst wenn er kein Wort von der Tamilsprache versteht, den Eindruck von einer Frische, einem Ernst, einer Wahrheit des religiösen Lebens, der ihm in sehr vielen vornehm gleichgültigen Versammlungen der europäischen Heimat nicht wird.

Die beiden Gottesdienste sind jedoch nicht die einzige Sonntagsarbeit des Missionars. Im Laufe des Tags hält er meist auch eine



Kirche und Pfarrhaus in Christianagaram.

Schule für Erwachsene, bei der ihm zuweilen die Kinder und Enkel seiner Schüler helfen, denn sehr oft hat nur das jüngere Geschlecht regelmäßigen Unterricht genossen. Die jetzt im höheren und mittleren

Lebensalter Stehenden wurden aus den Heiden gewonnen, als die eigentlichen Schuljahre schon hinter ihnen lagen, und haben zwar theilweise lesen gelernt; vielen von ihnen sind aber auch nur durch mündliche Wiederholung Stellen aus der h. Schrift und dem Katechismus und die Grundzüge der biblischen Geschichte und Lehre eingeprägt worden. Mit wirklich staunenswerther Geduld und Freundlichkeit lassen sich die älteren Leute von ihren jugendlichen Lehrern unterrichten. Obgleich sie von diesen die Worte lernen, die sie fort und fort wiederholen, bis sie sie auswendig können, trifft sich's doch manchmal, daß sie den Sinn des Gelesenen weit besser verstehen, als ihre jungen Lehrmeister. Diese kleben gar oft nur am Buchstaben, während dem Schüler der h. Geist jene Worte schon ins Herz geschrieben hat. — Auch die Woche hindurch werden verschiedene Gottesdienste und Stunden zur Förderung christlicher Erkenntniß gehalten. Im Ganzen sind Lehre und Zucht, Kirchen- und Schulbesuch so ununterbrochen und bindend, daß ein Tinneweli-Dorf Engländern, die nichts von Schulzwang wissen, in einem fast unerträglichen Grad unter dem Einfluß seines Seelsorgers zu stehen scheinen mag. Das Volk aber stimmt dieser strengen Ordnung bis jetzt von Herzen bei und findet sie ganz natürlich.

Der Unterricht in den Dorfschulen umfaßt Lesen, Schreiben und Rechnen, die h. Schrift, den Katechismus, Geographie und ein wenig tamilische Poesie. Außer den Volksschulen sind auch einige höhere Lehranstalten vorhanden, unter denen sich die für Mädchen in dem in der Südwestecke des Landes gelegenen Idejengudi nicht nur durch die Schönheit der Spitzen auszeichnet, die hier nach europäischem Muster verfertigt werden und schon auf mehreren Ausstellungen Preise erhalten haben, sondern ungleich mehr noch als ein Seminar für Lehrerinnen, in dem die hoffnungsvollsten Töchter der eingebornen Christen eine Erziehung erhalten sollen, die sie befähigt, der ganzen Gemeinde als ein Beispiel von dem vorzuleuchten, was wahre Christinnen sein sollen. Zu diesem Zweck werden sie schon sehr jung ins Seminar aufgenommen und von dem Missionar und seiner Familie nicht nur in allerlei nützlichen Kenntnissen, sondern auch in christlicher Sitte und Ordnung unterwiesen. Den Glanzpunkt des ganzen Erziehungswesens in der Provinz bilden fünf Anstalten, von denen vier in Palamkotta unter der Pflege der englischkirchlichen Missionsgesellschaft stehen, eine aber im Dörflein Sawyerpuram (5 Stunden von Tutikorin) der Ausbreitungsgesellschaft angehört. Die vier An-

stalten in Palamkotta sind eine blühende englische Schule, die von mehr heidnischen als christlichen Knaben besucht wird, ein Katechisten- und ein Schullehrer-Seminar und die Sarah-Tucker-Anstalt zur Heranbildung von Lehrerinnen. Die englische Schule ist schon das Mittel zur Bekehrung mehrerer Heiden aus den wohlhabenden Ständen geworden; ein charakteristischer Zug des Lehrerseminars in Palamkotta ist der Eifer, mit welchem die Zöglinge desselben dem Turnen und andern körperlichen Uebungen obliegen. Leute, die eine Missionsanstalt seither beinahe als eine Art Trappistenkloster zu betrachten gewohnt waren, würden sich sehr wundern, wenn ihnen einmal das Programm der athletischen Spiele zu Gesicht käme, für die in der Weihnachtsvakanz die künftigen Schulmeister Tinnewelis in Gegenwart aller auf der Station anwesenden Herren und Damen Preise zu erhalten pflegen. Da werden drei und vier Stunden hindurch alle möglichen Wettrennen und Kampfspiele mit Klettern, Schwimmen und Ballschlagen abgehalten, so daß die weißen Zuschauer bei einer Temperatur von vielleicht 24° R. im Schatten sich wundern über die Ausdauer der wetteifernden Jünglinge im vollen Sonnenschein draußen. Mag die leibliche Uebung im Vergleich mit der Kräftigung von Seele und Geist auch wenig nütze sein, bei einem bisher verdumpften, von der Kaste starr auseinander gehaltenen Volke hat sie doch ihren unleugbaren Werth. Welch ein Segen aber auf dem Katechistenseminar ruht, zeigt die Thatsache, daß im Jahr 1877 bereits 80 frühere Zöglinge desselben als ordinirte Prediger in der Arbeit standen. Wenn man bedenkt, daß nach englischem Maßstab der gesündeste europäische Missionar das zehnfache des Gehalts braucht, mit dem ein eingeborner Prediger sich begnügt, — abgesehen von der Fähigkeit, die dieser voraus hat, in seiner eigenen Sprache zu lehren und sich vor keiner Sonne zu fürchten, — wenn man weiter in Anschlag bringt, daß der Unterhalt der eingeborenen Prediger schon jetzt größtentheils von den Beiträgen der Gemeinden bestritten wird, so ist klar, von welcher Bedeutung die Heranbildung einer tüchtigen eingeborenen Geistlichkeit als eine solide Grundlage des Fortbestands der jungen Kirche ist.

Eine hohe Allee führt vom Fluß her zu dem von grünen Reisfeldern umgebenen Missionsquartier. Vor dem Missionshaus erhebt sich ein gewaltiger Banianenbaum (S. 27), in dessen Schatten sich oft Hurte von Heidenchristen lagern; hinter ihm liegt die Druckerei, aus welcher Traktate, Schulbücher und andere Schriften für Heiden

Missionskirche in Palamkotta.

und Christen ins ganze Land hinausgehen. Vor Allem aber fesselt unsern Blick die vor einem halben Jahrhundert an der großen Landstraße des Bezirks erbaute Kirche. Dahin streben die Gedanken und Gefühle von Tausenden im Lande, denn hier werden die Prediger ordinirt für die Mehrzahl der Distrikte, in welche die Gemeinden eingetheilt sind. Hier kommen alle sechs Monate Lehrer, Evangelisten und Leute aus allen Dörfern zusammen, die Jahresfeste der Missions-, Bibel-, Traktat-, Witwen- und Armenvereine zu feiern. Hier lernen die Christen des ganzen Landes, daß sie Ein Leib sind, und stärken sich durch den freien Austausch ihrer Erfahrungen in den fröhlichen Tagen des Zusammenseins.

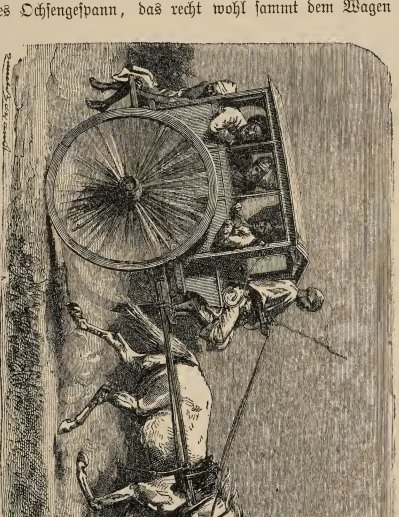
Es müssen doch mächtige Kräfte zusammengewirkt haben, um aus der abgestandenen, indolenten Bevölkerung Indiens ein solch frisches, hoffnungsreiches Leben zu entwickeln, denn ohne eine tiefgreifende innere Umwandlung hat ein vordem in göttlichen und weltlichen Dingen gleich unwissendes Volk gewiß nicht die einfachen, sanften Melodien der Christen, die Betrachtung des göttlichen Wortes und den seligen Dienst der Liebe den wilden Orgien der Teufelstänzer vorziehen gelernt. Das ist nicht Menschen- sondern Gottes Werk. Draußen auf dem Friedhof von Palamkotta aber ruht die Hülle des Mannes, der gewürdigt war, alle die schönen, später nur weiter ausgeführten und vervollständigten Einrichtungen und Anstalten ins Leben zu rufen, auf welchen heute unser Auge mit Freuden weilt. Es ist der selige Rhenius (geb. 1790 in Preußen, † 1838).

3. Nach Madras.

Evangelische Christen in solcher Zahl, wie sie über das kleine Tinneweli zerstreut sind, begegnen uns kaum im ganzen übrigen Tamilland zusammengenommen. Ganz andre Bilder als Kirchen und Schulhäuser mit wohlgeordneten Gemeinden und einer unter christlicher Zucht und Pflege heranwachsenden Jugend sinds, die uns zunächst ins Auge fallen, wenn wir unsre Schritte nordwärts lenken, obschon namentlich die katholische Mission auch hier eine beträchtliche Zahl von Bekehrten hat. Durchstreifen wir daher zuerst flüchtig das Land, um erst hernach den hier liegenden Wurzeln des Baumes nachzuspüren, dessen früchtereiche Krone Tinneweli geworden ist, und uns hernach auch noch andrer geräuschlos heranwachsender Pflanzen der Gerechtigkeit zu freuen. An allerlei kleinen Abenteuern wird es auf unsrem Wege nicht fehlen, wo wir statt der Eisenbahn uns mit der

Landespost und dem noch primitiveren „Wandi“ (Ochsenwagen) oder der in Madras gebräuchlichen Droschke (s. Abb.) begnügen müssen.

Manche romantische Scene gibts namentlich beim Uebersetzen über brückenlose Flüsse. Da hast du vielleicht ein ganz gutes, zuverlässiges Ochsengespann, das recht wohl sammt dem Wagen über



Eingeborenen-Droschke in Madras.

ein nicht allzureißendes Wasser zu schwimmen versteht, allein es hat sich in den Hütten der Eingebornen die Eigenheit angewöhnt, daß sein Eigenthümer vorausschwimmen muß und ist nicht vom Fleck zu bringen bis er sich dazu versteht. So bleibt auch dir wohl nichts übrig, als dich zu einem Schwimmbad zu bequemen, das übrigens

am Ende eines heißen, staubigen Reisetages gar nicht übel schmeckt. Oder mag dirs zufällig begegnen, während du ruhig auf der einen Seite des Flusses bleiben kannst, zuzuschauen, wie ein sinnreicher Engländer seine Ueberfahrt ans jenseitige Ufer bewerkstelligt, indem er Kürbisse zusammenbinden läßt, bis sie einen Mann und seine Last tragen können. Damit läßt sich das Gepäck hinüberschaffen; der Engländer selbst aber nimmt auf einem einheimischen Bett über den Köpfen der Kürbisschwimmer Platz, nur in einen Mantel gehüllt, den er im Nothfall schnell abwerfen kann, um sein Heil selbst mit Schwimmen zu versuchen (S. 31).

Unmittelbar nördlich von Tinneweli betreten wir in dem 410 Quadratmeilen großen Distrikt von Madura den klassischen Boden des alten Pandi-Reiches. Er enthält im Südosten eine weite, großentheils sandige Ebene, im Nordwesten theils zusammenhängende Bergketten, durch die sich das fruchtbare Thal von Dindigal hinzieht, theils Hügel und vereinzelte luftige Felsen. Mit Recht ist seine 26 Stunden von der Küste entfernte Hauptstadt schon das tamilische Athen genannt worden. Noch immer wird in dieser Vaterstadt der Tamilliteratur das reinste Tamil gesprochen, noch immer auch viel gefabelt von den alten Weisen und Meistern, welche hier bald friedlich beisammensaßen, bald allerlei Geisteskämpfe durchfochten.

Mit Athen hat Madura auch eine Reihe schöner Bauten gemein. Unter ihnen ist besonders das Heiligthum der fischäugigen Göttin Minakschi und ihres Gemahls Sokkanatha berühmt. Es soll gegen 700 Jahre alt sein, doch ist von dem jetzt sichtbaren Bau das meiste wohl erst im 17. Jahrhundert aufgeführt worden. Dieser Tempel bildet ein 20 Morgen bedeckendes Viereck, dessen Ostseite (S. 32) links den breiten Haupteingang enthält. Er heißt die Halle der „acht Lakschmi", weil in ihm die Glücksgöttin Lakschmi sich den Eintretenden in acht Bildsäulen darstellt. Leute niederer Kaste dürfen aber den Tempel selbst nicht betreten, sondern beten, das innere Haus der Göttin beschauend, nur aus der Ferne an. Jede Seite der Tempelmauer hat einen 150—160' hohen pyramidenförmigen Thurm, von denen drei von unten bis oben mit Götterfiguren bedeckt sind. Innerhalb der Umfassungsmauern erheben sich gegen 50 Gebäude, darunter die eigentlichen Heiligthümer.

Nördlich von Madura nehmen die Distrikte von Tandschaur, Tritschinapalli und Coimbatur zusammen einen Flächenraum von 700 Quadratmeilen ein. Der von Tandschaur führt uns in's

eigentliche Herz des Tamillandes. In ihm bildet der Kaweri mit seinen vielen Nebenarmen ein gewaltiges Delta, dessen Wasserfegen

Wesen im Tamilland.

Tausende von Kanälen allenthalben hinführen, wodurch das Land zur Vorrathskammer der ganzen Madras-Präsidentschaft gemacht wird. Baumwollen- und Seidenmanufakturen blühen neben dem Ackerbau,

Tempel der Minakschi in Madura.

der Hauptbeschäftigung der Einwohner. Der Küste entlang folgen sich hier von Süd nach Nord u. A. die „Schlangenstadt“ Naga-patnam, ehemals portugiesische, dann holländische, seit 1781 britische Besitzung und Haupthandelsplatz für den Verkehr mit Ceylon, dann das noch immer französische Karikal, durch eine schnurgerade, von schönen Bäumen beschattete Straße mit dem nur wenige Stunden entfernten, früher dänischen „Wellenort“ Trankebar (Tarangambadi) verbunden, wo die himmelblaue, fast immer laut donnernde See beinahe ununterbrochen ihr Lied von der göttlichen Majestät singt und lutherische Missionare als die ersten Sendboten der gesammten evangelischen Christenheit vor mehr als anderthalb Jahrhunderten ihre Arbeit in Indien begannen. Eine schöne, breite Straße führt von Trankebar zu dem 4 Stunden nordwestlicheren Mayaveram, einer Heidenstadt mit schönen Pagoden, und von da weiter zu dem 8 Stunden westlicheren Kombakonam, der Hauptstadt der alten Tschola-Dynastie. Lieblicher als Kombakonam kann kein Ort der Ebene liegen; Haine und Felder wetteifern mit einander an Ueppigkeit, besonders romantisch sind aber die dicht bewachsenen Ufer des Kaweri. Von dem früheren Glanze der Stadt zeugen noch prächtige Wallfahrtsruinen, und Schaaren von Pilgern strömen zu dem alle 12 Jahre hier gefeierten großen Badefest.

Die spätere Königsstadt Tandschaur liegt 22 Stunden vom Meere entfernt an der von Nagapatnam quer durch das Land zur Westküste hinüberführenden Eisenbahn. Schattige Bäume, grünende Reisfelder, malerische Haine, luftige Pagoden, zierliche Tempel und Tempelchen, lotusüberwachsene Teiche kündigen ihre Nähe an. In der Stadt selbst ist Alles rein, frei, luftig, und hoch über alle andern Gebäude ragt der Palast des Radscha und Tandschaur's große Pagode, ein Meisterstück indischer Kunst, empor. Dieses weit berühmte Heiligthum bildet eine kleine Stadt für sich. Doch nicht bloß Götzentempel sehen wir in Tandschaur, im sogenannten heiligen Fort steht noch die vom sel. Schwartz erbaute Missionskirche und nicht weit vom Eingang gewahrst Du das Marmordenkmal, das der dankbare Radscha Serfodschi (s. S. 55) diesem seinem Erzieher von dem Künstler Flaxman in England anfertigen ließ. Wohlthuender aber als dieses Denkmal heidnischer Dankbarkeit muthen uns die Christengemeinlein Tandschaurs an als ein Zeugniß, daß auch da an einem Sitz brahmanischer Gelehrsamkeit verkündete Wort nicht leer zurückgekommen ist.

Wie im Traum ist mit der Eisenbahn von Tandschaur aus das

20 Stunden westlichere Tritschinapalli erreicht, dessen auf einem einsamen Felsen liegendes Fort eine prächtige Aussicht über die weitgedehnte Stadt und ihre nächsten Umgebungen gewährt. Ganz nahe dabei prangt das schmucke Eiland Srirangam, durch die Spaltung des Kaweri in den eigentlichen Kaweri und den Colerun gebildet, mit seiner Pagodenstadt, in deren Mitte Wischnu seinen vergoldeten Palast hat. Unten im Fort selbst aber liegt die bescheidene Wohnung des alten Vaters Schwartz, der zu seiner Zeit wacker an den stolzen Pagoden gerüttelt hat.

Gegen 50 Stunden westlich von Tritschinapalli treffen wir in Koimbatur den westlichsten Endpunkt des Tamillandes. Majestätisch ragen hier zu unsrer Rechten die Nilagiris, zur Linken die von Elephanten wimmelnden Anamalai-Berge empor, ein mächtiger Anziehungspunkt für Jäger (S. 35). Die Einwohner dieses Distrikts erfreuen sich eines gewissen Wohlstands; etwa drei Viertel derselben bauen das Land; die nächst zahlreiche Klasse bilden die Weber. Jeder fünfzigste Einwohner etwa ist ein Brahmane; auf 400 Einwohner aber kommt durchschnittlich eine Tempeldirne.

Durch den Kaweri vom Koimbatur-Distrikt getrennt, zieht sich in nordöstlicher Richtung über einen Flächenraum von etwa 360 Quadratmeilen auf dem Boden des alten Tscherareiches der heutige Distrikt von Selam hin. Vier Gebirgsgruppen von 5—6000' Höhe, und außerdem noch manche einzelne Hügel durchziehen denselben nach allen Richtungen und beschenken ihn mit dem unverwüstlichen Tek-, dem wohlriechenden Sandel- und dem geschätzten Ebenholz. Baumwolle ist das Haupt-Handelsprodukt, auch baut man Kaffee, Zuckerrohr, Indigo und Tabak. Die Hälfte der Bevölkerung etwa widmet sich dem Ackerbau, die andere Hälfte großentheils der Baumwollen- und Seidenweberei, sowie der Verfertigung von Eisen- und Stahlwaaren. Die Distriktshauptstadt Selam liegt auf einer schönen Hochebene unweit der Scherwariberge, eines Ausläufers der Ostghats, auf dem die reicheren Bewohner des heißen Tieflandes ihre Sommerruhe halten.

Nordöstlich und östlich vom Salem-Distrikt nehmen Nord- und Süd-Arkat zusammen einen Flächenraum von 486 Quadratmeilen ein. Es ist ein an der Küste sandiges, im Innern theils von Gebirgen, theils auch von großen Waldstrecken durchsetztes Gebiet, aber dennoch reich an Feld- und Gartenfrüchten. In der Nähe der Ostghats liegt hier die Festung Welur mit einem großen Hindutempel, der jetzt

als Zeughaus dient, und 8 Stunden östlich davon das von kahlen Granitbergen umgebene Arkat, die alte muselmännische Hauptstadt des Karnatik, die noch immer hauptsächlich von den Jüngern des falschen Propheten bewohnt wird. Der Küste entlang aber folgen sich von Süd nach Nord der Hafenort Kudalur, dann Ponditscheri, die ehemals

Elephantenjagd.

glänzende, jetzt ganz unbefestigte, aber immer noch schöne Hauptstadt des französischen Indiens mit ihren Jesuiten und ihrem Bischofssitz, und endlich das grüne, kühle, einsame, früher holländische Sadras.

Nur 140 Quadratmeilen groß, zieht sich nördlich von den Arkat-Distrikten längs des mit Felsen und Untiefen gesäumten Meeres der Distrikt von Tschengelpett hin, der letzte des Tamillandes. Ein

armseliges Gebiet! Der Boden ist meist sandig; losgerissene Granitmassen starren hie und da aus den nackten Feldern empor, niedriges Dorngebüsch wuchert allenthalben umher: nur die königliche Palmyra, die wenig verlangt und viel gibt, erhebt sich stolz daneben. Hier in diesem öden Gebiet liegt die jetzt halb vom Meer bedeckte Sieben-Pagoden-Stadt in den Felsen gehauen, ein Wunderwerk des Alterthums, und das vielbesuchte lebensvolle Kantschipuram mit seinen Brahmanenmassen, seinen ungeheuren Tempeln und seinen alljährlichen Festversammlungen, hier auch Madras, die anglobritische Hauptstadt nicht blos des Tamil-, sondern auch des Telugu-, Kanara- und Malajalam-Landes.

Ein weniger einladender Platz als Madras läßt sich in der That an Indiens Gestaden kaum denken zur Gründung einer Niederlassung und eines Regierungssitzes. Kein schützender Hafen thut sich hier dem Schiffer auf, mit Donnerstimme scheint vielmehr die mächtige Brandung der oft gefährlichen, immer aber unbequemen offenen Rhede vor jeder Handelsunternehmung zu warnen. Während des Nordost-Monsuns von Ende Oktober bis Ende Dezember kann kein Boot hier landen, ohne zertrümmert zu werden; zu anderer Zeit passiren nur die Massulah- oder genähten Boote den furchtbaren Surf (S. 37). Und dennoch war dieß der Anfangspunkt der britischen Machtentwicklung in Indien! Unwillkürlich überkommt dich doch ein Gefühl der Achtung vor englischem Muth und englischer Thatkraft beim Gedanken an alles, was Indien seinen britischen Beherrschern verdankt, seit sie vor nicht viel mehr als 100 Jahren sich an dieser Küste mit den Franzosen um seinen Besitz stritten.

Was ist nicht aus dem Einen Madras alles geworden, seit die ersten englischen Agenten anno 1639 auf diesem öden Fleck das Fort St. Georg erbauten! Beinahe vier Stunden lang streckt sich heute die Stadt am Ufer hin. Das europäische Fort liegt dicht am Meere; nicht weit davon ist auch der schönste freie Platz, die sogenannte Insel, wo sich Abends die europäische Welt zu Roß und Wagen tummelt, und ein gazellenreicher Park mit dem Palast des Gouverneurs. Vorstädte und Bazare dehnen sich nach allen Richtungen aus, und dazwischen hin freie Plätze, Kunstteiche, Baumgänge, Gärten und Parks mit europäisch-indischen Landhäusern. Eine breite Esplanade trennt die sogenannte „schwarze Stadt" von der europäischen. In ihr stehen noch bedeutungsvoll zahlreiche Götzentempel hervor, und die abgöttischen Festumzüge wogen geräuschvoll und pomphaft durch die dichtbevölkerten,

Natal.

unregelmäßigen Straßen. Wer will aber die bunten Bilder, Gruppen und Scenen alle namhaft machen, die an deinen Augen vorübereilen, wenn dich eine Spazierfahrt durch Madras bald auf freier, luftiger Fläche, bald zwischen dem dunkelsten, dichtesten Grün an Hütten und Palästen vorüberführt! Siehst du die raschwandelnde Gruppe im langen weißen Gewande? Es sind hineilende Schreiber- und Rechengeister aus den öffentlichen und kaufmännischen Bureaus. Siehst du die Männer und Frauen mit den grünen Bündeln vor sich? Es sind Leute, die das Gras, das sie an Wegen, Hecken u. s. w. während des Tages mühsam gestochen haben, hier nun an die Pferdeknechte verkaufen. Siehst du die weißen Ochsen lagern und die lustigen Feuer brennen? Hier rasten Kärrner, die in ihrem Theil die Stadt mit den Erzeugnissen des Landes versehen haben. Siehst du dort den Erzähler kauern? Er hat einen großen Kreis um sich versammelt, und jedes Ohr hängt an des Alten Munde.

Madras hat höhere Schulen, eine Sternwarte, ein Central-Museum, und ebenso ist es der Sammelpunkt aller evangelischen Missionen im Tamillande, wie der ihnen zur Seite stehenden Bibel- und Traktatgesellschaften. Seine katholische Kathedrale aber verkündet, daß Rom hier gleichfalls seine Boten hat. Und da diese römischen Sendboten den evangelischen um mehr als anderthalb Jahrhunderte voraus waren, gedenken wir billig auch ihrer.

4. Katholische Arbeiter in der Tamilmission.

Drei Männer aus drei verschiedenen Jahrhunderten, aber alle dem Jesuitenorden angehörig, treten in der Geschichte der römischen Mission im Tamillande als besonders bedeutsame Gestalten hervor, nämlich Franz Xavier, Robert dei Nobili und Joseph Beschi. Suchen wir uns ihr Geistesbild und das, was jeder von ihnen für die Ausbreitung des Christenthums im Tamillande gethan hat, in kurzen Zügen zu vergegenwärtigen.

Ein Mann, der oft so in's Gebet vertieft war, daß er mit dem Fuß an Steine stieß oder auf die Kniee fallen und ausrufen konnte: „O Herr, genug, mehr als genug von Seelenwonne!“ ein Mann, dem auch im Schlafe Gebetsseufzer entfuhren, wie: „O Herr, o gütiger Jesu! O mein Schöpfer!“ muß gewiß jedem Christen lieb und werth sein, so vielfach er auch in seinen Mitteln fehlgegriffen haben mag. Ein solcher war Franz Xavier; der Mustermissionar, zu dem man ihn nach seinem Tode hat stempeln wollen, ist er aber sicher nicht

gewesen. — Wenige Jahre, ehe Xavier 1542 in Goa landete, war ein wohlhabender Kaufmann Cruz von dort des Perlhandels wegen mit den Fischern (Parawer) an der Küste Südtinnewelis zusammengetroffen und diese hatten sich bei ihm bitter über die muselmännische Bedrückung beklagt. Cruz, selbst ein Eingeborner, hatte die Bedrängten nach Malabar gewiesen; diese hatten seinem Rathe gemäß mehrere ihrer Aeltesten zu den Portugiesen in Kotschin geschickt, wo sie frischweg getauft worden waren, worauf man ihren Stammgenossen eine Schutzflotte sandte. In wenigen Tagen hatten dann ein paar römische Priester Tausende von Christen gemacht, die freilich vom Christenthum weiter nichts wußten, als daß sie selbst nun Parangis (Franken) seien. Diesen neuen Christen nun eilte Xavier zu, nachdem er mit Hilfe frommer Freunde zuvor in Goa ein Seminar eröffnet, mit 60 eingebornen Zöglingen gefüllt und einem Franziskanermönch zur Leitung übergeben hatte. Er ließ durch einige aus dem Seminar mitgebrachte Jünglinge das Credo, das Vater Unser, das Ave Maria und die Zehn Gebote nothdürftig in's Tamil übersetzen und zog dann von Ort zu Ort, die Leute diese Worte nachsprechen zu lehren, in dem er mit einer Glocke in der Hand die Dorfgemeinde zusammenrief.

In etwa vier Wochen waren diese Formeln gelernt. Nun fand Xavier aber, daß noch Viele sich mit dem Schnitzen von Götzenbildern abgaben und auch sonst kein besonderer Fortschritt bemerklich wurde. Also verfaßte er noch eine eigene Ermahnung für Taufkandidaten, die gleichfalls vorgelesen wurde, ehe einer die Taufe empfieng. Es kam aber auch vor, daß ganze Dörfer zumal getauft wurden, so daß ihm von des Tages Last und Hitze die Arme oft vor Mattigkeit sanken. In jedem Dorfe wurde nun ein Exemplar der kurzen Christenlehre niedergelegt und ein Vorsteher gewählt, der die Uebrigen lehren, Nothtaufen verrichten und an Festtagen die Hauptstücke des Glaubens vorsagen sollte. Um Weiber, die sich noch mit Arrack berauschten, auf drei Tage einzusperren, schickte Xavier den Amtsdiener aus, und den Häuptlingen drohte er, wenn sie in ihren alten Lastern und Lustbarkeiten fortfahren, werde er sie geschlossen nach Kotschin führen lassen, von wo sie nie mehr zurückkehren werden.

Viermal durchwanderte er in seinem brennenden Eifer den glühenden Sand der Parawa-Küste, aber die Tamilsprache ordentlich zu lernen nahm er sich nicht die Mühe. Nach zwei Jahren noch verstand er dieselbe nicht und klagte, daß auch er von seinem Dolmet-

scher nicht verstanden werde, so könne er also wenig thun als Kinder taufen und Nackten und Hungrigen beistehen; von wohl 1000 im Sterben liegenden Kindern, die er getauft, hoffe er, sie werden seine Fürsprecher droben geworden sein. Wiederholt begab er sich auch an die Sitze der portugiesischen Macht in Kotschin und Goa, um die lässigen Regenten zu treuerer Pflichterfüllung anzustacheln. In einem Brief, den er an König Johann III. über den Stand der Dinge im portugiesischen Asien schrieb, verlangte er dann geradezu, der König solle einen andern Gouverneur nach Goa senden, dem aufs strengste aufgetragen würde, hinfort in der Hauptstadt kein Heidenthum mehr zu dulden, alle Götzen aufzusuchen und zu vernichten, ihre Bildner zu strafen, jeden Feind des Evangeliums entschieden niederzuhalten, dagegen die Neubekehrten durch Gehalte für ihre Verluste zu entschädigen, den christlichen Fischern den ganzen Ertrag der Perlfischerei zu überlassen u. s. w. Noch weiter gieng er in einem späteren Brief, worin er den König bat, jeden Vicekönig und Gouverneur, welcher für die Mission nicht thätig gewesen sei, nach seiner Rückkehr in die Heimath mit Güterentziehung und langjährigem Gefängniß zu strafen, denn sie, nicht die Missionare, haben Gelegenheit, Christen zu machen, und sie sollten sie benützen. — Bekannt ist, wie nach einer Thätigkeit von wenigen Jahren Xavier dem Tamillande den Rücken kehrte, um an andre Gestade weiter zu ziehen.

Verglichen mit der fieberischen Glut von Xaviers Bekehrungseifer mag der hochgeborne Römer Robert dei Nobili, der sichs von 1606—48 zur Aufgabe machte, dem Christenthum, für das Xavier unter den Fischern der Küste geworben, auch in der Brahmanenstadt Madura Eingang zu verschaffen, kühl und schlau erscheinen, aber seine Opferwilligkeit war eben so stark und echt, und sein Dienst bietet ungleich mehr nachahmungswürdige Seiten für jeden Missionar. Während Xavier sich gar nicht daran machte, eine Volkseigenthümlichkeit zu begreifen, weil er darin wahrscheinlich doch nur ein Teufelswerk finden würde, sprach Nobili, das Vorbild des Apostels Paulus vor Augen, der Allen Alles wurde, mit hochherzigem Entschluß es aus: Ich will ein Hindu werden, um die Hindus selig zu machen! ja er gelobte Gott, bis zu seinem letzten Athemzug als heiliger Büßer zu leben.

Sobald er die Genehmigung des Erzbischofs von Cranganor hiezu eingeholt hatte, stellte Nobili sich den Brahmanen Maduras als ein Sanjasi vor, der weder Franke, noch Portugiese, sondern

ein Radscha von Rom sei. Er kleidete sich in das rothgelbe Büßergewand und lernte (an einem Nagel zwischen den Zehen, weil das Leder den Reinen ein Greuel ist) die beschwerliche Holzsohle nachschleppen. Bedient war er ausschließlich von Brahmanen, die ihm einmal des Tages Reis, Milch und Gemüse brachten. Er gieng nie aus und mied alle Gesellschaft: eben damit lockte er sie an; jedermann wollte den neuen Sanjasi sehen. Allein den Besuchern wurde entgegnet: Der Vater betet, er studirt, er sinnt über das göttliche Gesetz u. s. w. Vielleicht erst das drittemal wurde der hartnäckige Besuch eingelassen und traf dann einen in Nachdenken versunkenen Mann von imponirender Gestalt auf einem rothen Teppich niedergekauert, der mit gefalteten Händen begrüßt werden mußte. Wer aber sein Schüler werden wollte, mußte dreimal die Hände über das Haupt heben, sich dann auf den Boden werfen und wagte nur stehend mit dem Lehrer zu sprechen.

Welche Selbstbeherrschung gehörte nicht dazu, Seele und Leib gleichermaßen in die noch neue, ungewöhnte Form eines fremden Volkslebens hineinzuzwängen! Und dazu der mannhafte Entschluß, auf jeglichen Schutz der europäischen Machthaber und möglicher Weise auf allen Umgang seiner Glaubensgenossen zu verzichten, in einer Zeit, da alle Einwohner des Tamillandes beständig auf der Flucht oder zur Flucht gerüstet waren, soweit sie nicht selbst gerade über irgend einen schwächeren Nachbar herfielen, während zugleich die holländischen Schiffe an allen Küsten schwärmten und dem Verkehr der Missionare mit Portugal und Rom ein Ende machten! Wie verschieden von Xavier, der immer auf die portugiesischen Beamten böse wurde, wenn es mit der Bekehrung nicht voran wollte, und der die indische Art wohl zur Noth tragen, aber sich einmal nicht mit ihr befreunden konnte! Was hätte mit einem Verein der edelsten Kräfte, wie er sich in Nobili fand, gewirkt werden können, wenn er sich rückhaltslos in den Dienst des lautern Evangeliums gestellt hätte, wenn namentlich mit der Lust und Kraft, Allen Alles zu werden, auch ein paulinischer Wandel im hellen Tageslicht verbunden gewesen wäre! So aber befand er sich auf einer abschüssigen Bahn, auf der er durch die Stellung, die er einmal genommen hatte, immer mehr aus der Taubeneinfalt hinausgedrängt wurde. Das Gerüst, das er zu seinem wunderbaren Bau aufführte, ruhte auf so künstlich zusammengesetzten Stützen, daß man nur staunen muß, wie wenig der Meister selbst durch alle Listen, Umwege, innern Vorbehalte und Halbwahr-

heiten, zu denen er sich genöthigt glaubte, im Vertrauen auf seine Haltbarkeit erschüttert wurde.

Trotz aller Anstrengungen und Anbequemungen gelang es Nobili doch nicht, viele Brahmanen für das Christenthum zu gewinnen. Die nachhaltigste Bekehrung war wohl die eines Gelehrten von Pareier-Abkunft, der in kurzer Zeit 80 weitere Taufbewerber, meist Verwandte und Schüler, herbeizog und einer der standhaftesten Bekenner und Diener des neuen Glaubens wurde. Hätte doch Nobili darin einen Wink Gottes erkannt, von seinen Höhen herabzusteigen, statt sich dadurch nur auf den neuen Plan führen zu lassen, für die Pareier-Christen eine besondere Klasse von Predigern einzuführen, die nach Art der gemeineren Siwa-Priester leben sollten! Es verstand sich von selbst, daß diese beiden Klassen von Missionaren hinfort allen öffentlichen Umgang mit einander aufgaben; die Kastenfrage aber wurde dadurch, statt abgeschwächt und geschlichtet, verhärtet und verschärft und die Bildung einer einheimischen Geistlichkeit in verhängnißvoller Weise verhindert. Nobili's schwächere Nachfolger begannen dann sogar, Kirchen und Pfarrhäuser nach einem wunderlich ausgedachten Plan aufzuführen, worin durch allerhand Höfe, Gänge und Einlässe dafür gesorgt war, daß die Kasten für den Eintritt und für Besuche, sowie für Beichte und Abendmahl streng auseinander gehalten wurden, während nur der Ausblick auf den Einen Altar Allen gemeinschaftlich blieb.

Uebrigens war schon Nobili wegen seiner Anbequemung an heidnische Bräuche von dem Erzbischof von Goa zur Rechenschaft gezogen worden, und dieser Streit ruhte auch nach seinem Tode nie. Französische Jesuiten, welche Ludwig XIV. schickte, brachten ein neues Element der Gährung in das künstliche Gebäude, und schließlich wurde doch die ganze Akkomodationstheorie vom Papst verworfen, worauf in allen Gemeinden bitterer Zank ausbrach, dem kaum der Sturz des Jesuitenordens im Jahre 1773 ein Ende machte. Auf 50,000 Seelen wird von Jesuiten selbst die Zahl der in's Heidenthum Zurückgefallenen berechnet. Welch' eine Warnung für jeden, auch den redlichsten und weisesten Baumeister, zuzusehen, wie er auf dem Einen Grund, der gelegt ist, weiter baue!

Unleugbar hat indeß Nobili doch auch etwas zu Stande gebracht, was für die Zukunft des Tamilvolkes, wie für die Ewigkeit seine Bedeutung behält. Daß er nie mit sich selbst zufrieden war, nie müde wurde, immer weiter zu lernen, hat auf seine Schüler und

Gemeinden einen Einfluß ausgeübt, der kaum hoch genug angeschlagen werden kann; denn es ist dadurch bei den Tamil-Katholiken ein unter den von Goa aus Bekehrten unbekannter Wissensdurst angeregt worden, der seine Früchte trug, als die Zeit kam, da das lautere Gotteswort tamilischen Lesern zugänglich gemacht wurde.

Im guten wie im schlimmen Sinn wirkt endlich bis heute auch der Einfluß des genialen Venetianers Beschi fort, der 1716 die Leitung der Madura-Mission übernahm. Bei seiner Ankunft lag die katholische Mission in einem gewissen Verfall. Hatten an der Küste hin die portugiesischen Padres wegen ihres anstößigen Lebens alle Achtung verscherzt und nur geistlose Nachbeter um sich versammelt, so waren die Bekehrten im Innern von klugen Leitern über den Unterschied christlicher und heidnischer Religion möglichst im Dunkeln gelassen worden. Einheimische Priester heranzuziehen, war bei dem beliebten Anbequemungssystem als eine Unmöglichkeit erschienen, somit hatte man sich begnügt, die Geschicktesten zu Katecheten zu bilden, natürlich mit Ausschluß alles geschichtlichen Unterrichts. Man fürchtete sich ordentlich vor allem Lesen und Lernen; der Priester mußte die neugierigen Frager niederhalten und suchte sie lieber durch geistliche Komödien, bei denen verkleidete Knaben die Rolle der Tempeltänzerinnen übernahmen, und durch Wagenfeste zu unterhalten, bei welchen Loyolas und Xaviers Bilder herumgeführt und mit Feuerwerk und Kanonendonner begrüßt wurden, als daß er Wissensdurst geweckt und befriedigt hätte. Es gab kaum eine Predigt und keine Schule; nachdem etliche Legenden und Wundergeschichten in Umlauf gesetzt waren, ruhte die schriftliche Arbeit allenthalben. Im fernen spanischen Manila war die einzige Druckerei der Katholiken zu suchen.

Inzwischen war 1706 der Deutsche Ziegenbalg in Trankebar angelangt, und seine Bibelübersetzung, die nun schon seit mehreren Jahren in's Innere gedrungen war, begann bei den Katholiken großes Interesse zu erregen. Da erkannte Beschi besser als irgend ein Anderer, wie der der katholischen Kirche nahenden Gefahr erfolgreich zu begegnen sei. Dem Geist mußte Geist, dem Wort ein besseres Wort entgegengesetzt werden. Eine Bibelübersetzung geben, schien ihm etwas, wie Perlen vor die Säue werfen, aber biblischen Inhalt in eine anziehende, ungefährliche Form bringen, mußte man nun schon wagen. Und was hierin von Menschenkraft zu leisten ist, das hat Beschi geleistet. Seine fruchtbare Feder ruhte keinen Augenblick. Unser-

schöpflich in Gedanken, wußte er diese immer in die anmuthigste Form zu kleiden und beherrschte jede Sphäre der Sprache mit solcher Meisterschaft, daß er auch Ausländisches dem Hindu wie das ursprünglichst Inländische erscheinen lassen und jede Klasse von Lesern befriedigen konnte. Daß ein Fremder so etwas vermöge, konnten auch die Dichter und Gelehrten rein nicht begreifen. Ueberall wurde er als ein von der Redegöttin inspirirter neuer Prophet gefeiert; auch Fürsten buhlten um seine Freundschaft. In seiner Sprachkenntniß und Sprachgewandtheit ist Beschi noch von keinem Missionar übertroffen oder auch nur erreicht worden, und das nicht allein auf tamilischem Gebiet, sondern in irgendwelcher indischen Sprache. Seine Grammatiken und Wörterbücher behaupten bis heute ihren unverminderten Werth.

Wird er nach dieser Seite hin von Protestanten vielleicht noch mehr als von den Katholiken geschätzt, so veranstalten die Letzteren dagegen noch immer neue Auflagen der polemischen Schriften, in denen Beschi die lutherischen Missionare mit den bittersten Schmähungen überschüttete. Ziegenbalg hatte nämlich in Trankebar, Madras und anderen Orten wahrheitsliebende Katholiken angezogen und fuhr fort, durch seine Bibelübersetzung einen nachhaltigen Einfluß zu üben, auch nachdem er seinen kurzen Lauf vollendet und sein Werk noch ungeübten Nachfolgern überlassen hatte. Dabei hatte man mit möglichster Sorgfalt allem aufgeboten, um die Römischen nicht zu reizen. Diese aber verhöhnten einerseits die Protestanten als eine verächtliche Sekte, die eine Pareier-Religion in's Land bringe, und bedienten sich andererseits aller Mittel der Kirche, sich dieser Gegner zu erwehren. Um's Jahr 1728 brach die Feindschaft in helle Flammen aus, als ein katholischer Pareier in Tandschaur, der junge Unteroffizier Rajanajaken, hingerissen von den vier Evangelien, die in seine Hand gefallen waren, zur evangelischen Kirche übertrat und derselben fortan als Katechet diente. Nicht nur höhnte und verdammte Beschi aus dieser Veranlassung in einem lästernden Pamphlet „die Art des Lutherschwarms", sondern er gab auch seinen Christen Befehl, Rajanajaken todt zu schlagen, wo man ihn finde. Seine beiden Brüder wenigstens wurden 1731 bei einem Ueberfall verwundet und der alte Vater bei ihrer Vertheidigung erschlagen.

Es war ein ungemein wechselvolles Leben, das Beschi führte. Bald sehen wir ihn zu Pferd oder im Palankin liegend, begleitet von seinen Schülern, die während des Marsches auf Palmblätter

schreiben, was er diktirt; bald zieht er in der elfenbeinernen Sänfte, die ihm der mogulische Nawab geschenkt, von Herolden, Paderossen und ungeheurem Troß umringt, zu diesem Statthalter nach Wellur, um mit ihm in höfischem Parsi oder tadellosem Hindustani zu verkehren; bald besucht er als Diwan des Fürsten die ihm geschenkten vier Dörfer und zieht ihre Einkünfte ein. Oder aber liegt er einen Monat lang mit heidnischen Gelehrten in geistigem Wettkampf, mit dessen Schluß sich der Besiegte dem Sieger zur Verfügung stellen muß. Beschi gewinnt, und sechs Büßer lassen sich taufen. Ein anderes Mal steht er an einem heiligen Teich und improvisirt einen Vers gegen den daselbst verehrten Gott, so stechend und beißend, daß er darüber fast das Leben einbüßt; wieder einmal gibt er Räthsel auf oder streitet sich mit bloßer Zeichensprache herum, bis auch die geübtesten Kämpfer sich überwunden geben. Durch seine schlecht berechnete Freundschaft mit der nun rasch zerfallenden muhammedanischen Macht hat er übrigens der Mission mehr geschadet als genützt. Ein Einfall der übermächtigen Mahratten im Jahre 1740 vertrieb ihn sammt allen übrigen Missionaren aus der ihnen lieb gewordenen Kaweri-Ebene. Er mußte sich in den äußersten Süden zurückziehen und endete seinen Lauf auf der Fischerküste im Geruch einer außerordentlichen Büßerheiligkeit.

5. Die Väter der evangelischen Mission.

Während die Bekehrten der katholischen Mission längst nach Zehntausenden zählten, war allgemach die Zeit herbeigekommen, in welcher auf indischem Boden die Frage gelöst werden sollte, ob es auch in der evangelischen Kirche eine Heidenmission geben könne? Die Holländer hatten nach langen Kämpfen im Jahre 1658 die Portugiesen aus Ceylon verdrängt und zugleich auf der Koromandelküste ihren Einfluß zum vorherrschenden gemacht. Dem Papstthum Abbruch zu thun, war ein leitender Grundsatz ihrer Politik, ohne daß sie doch viel erreicht hätten, weil ihnen die rechten Männer fehlten. Ihre ehrenwerthesten Prediger, Abr. Roger (1630 in Pulikat), Ph. Baldäus (1660 in Nagapatnam), bedienten sich nur der holländischen und der portugiesischen Sprache. Roger studirte doch das indische Heidenthum, aber in Tamil zu predigen hielt man damals noch für unmöglich.

Den Holländern war es willkommen gewesen, daß auch die Dänen sich in die bisher portugiesischen Gewässer wagten und ein

Stück des ostindischen Handels an sich zu reißen suchten. Schon 1621 war hier mit Genehmigung des Fürsten von Tandschaur die Dansborg Tarangambadi (Trankebar) erstanden; die dänischen Prediger, welche dahin geschickt wurden, widmeten aber den Heiden wenig Zeit, außer daß sie etwa die Mannschaften gekaperter Schiffe tauften, ehe dieselben als Sklaven verkauft wurden. Da gab zu Anfang des 18ten Jahrhunderts der Dänenkönig Friedrich IV. in einer guten Stunde seinem Hofprediger Dr. Lütkens auf, sich nach Missionaren für seine überseeischen Plätze umzusehen. Dieser wendete sich an seine Berliner Freunde, welche ihm die beiden pietistischen Kandidaten Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschau aus Sachsen und Mecklenburg zusandten. Es fragte sich, ob ihr Bestimmungsort West- oder Ostindien sein sollte. Die Entscheidung fiel auf den Osten.

Am 9. Juli 1706 lag nach siebenmonatlicher Fahrt auf der Rhede von Trankebar das Schiff vor Anker, das die ersten evangelischen Missionare ins Tamilland brachte. Hatten schon unterwegs der Kapitän und der Schiffsprediger den beiden Deutschen vielfach widerstanden, so gieng es bei der Landung noch viel wunderlicher zu. Erst mußten sie etliche Tage an Bord verharren, weil sich gerade für sie kein Kahn finden wollte. Dann brachte sie ein Freund an Bord eines andern Schiffes, von welchem sie endlich im Boot durch die schäumende Brandung fuhren. Als aber die Heiden sie zuletzt ans Ufer trugen, drohte jenen ihr Kapitän mit Schlägen und fuhr sogar auf die Missionare mit dem Stock zu. Von 10 Uhr Morgens mußten sie vor der Stadt harren bis zum Abend. Um 4 Uhr kam der Kommandant Hassius nebst dem Rath und den zwei dänischen Predigern heraus ihnen entgegen; der fuhr sie an, was sie wollten und wer sie geschickt? worauf sie des Königs Willen und Siegel vorzeigten. Darüber ward Hassius stille und meinte, in der dänischen Schule könnten sie etwa arbeiten, sonst wüßte er nicht, wozu sie zu gebrauchen wären. Die beiden Geistlichen stellten sich fremd und küßten nur den Schiffsprediger. Es ward Nacht; die Herren giengen in die Stadt zurück, und die Missionare folgten ihnen bis auf den Markt. Da ließ man sie stehen; doch endlich nahm sich ihrer verwundert der Sekretär Attrup an und brachte sie zu seinem Schwiegervater Paulsen, der deutsch redete.

Bald genug merkten sie, daß ihre Ankunft Jedermann unbequem, wenn nicht ganz zuwider war, erst nach vielen Jahren aber erfuhren

sie, daß die Direktoren der dänischen Kompagnie von Anfang an befohlen hatten, ihnen in jeder Weise entgegenzuarbeiten. Blöde anfangend, wuchs aber Ziegenbalg zusehends unter unaufhörlichen Kämpfen mit allen möglichen engen Interessen, die nur in dem Einen Wunsch übereinstimmten: du sollst und darfst nicht sein! wuchs und wuchs, bis in ihm die sich zum Sein und Leben durchdringende evangelische Mission verkörpert erschien. Es gibt wirklich keine Art von Schwierigkeit, die Ziegenbalg und seine Genossen nicht zu überwinden, keine Glaubensprüfung, die sie nicht zu bestehen gehabt hätten: von Seiten des rohen Kommandanten nicht nur kleinliche Plackereien, sondern wirkliche Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen; von Seiten der römischen Priester Hohn und bittere Anfeindungen, von Seiten eines spätern Mitarbeiters Verkennung und in die Heimat hinüber verpflanzte Verstimmung; von Seiten des übergeistlichen Sekretärs des 1714 zu Kopenhagen gebildeten Missionskollegiums eigenmächtige, unverantwortliche Vorenthaltung der für die Mission eingegangenen Gelder und ein schließliches Verdammungsurtheil der ganzen Arbeit. Dazu ein Mißgeschick ums andre, als hätte Gott selbst seiner Knechte vergessen. Wie freuten Ziegenbalg und Plütschau sich, ihre Schulen und Anstalten nun in Aufschwung zu bringen, als zwei Jahre nach ihrer Ankunft ein dänisches Schiff auf der Rhede lag und ein Brief von Dr. Lütkens ihnen verkündete, dasselbe solle ihnen 2000 Thaler bringen. Sie dankten Gott in der Predigt durch Gesang und Gebet. Aber nun kommt die Botschaft: das Boot ist umgeschlagen in der Brandung, das Geld liegt auf dem Meeresgrunde, sieben Menschen haben dabei das Leben verloren; alles durch die Schuld eines betrunkenen Kapitäns. — Im J. 1711 kehrt der edle Plütschau mit tiefbewegtem Herzen dem Tamillande den Rücken, um durch Vorstellungen in Kopenhagen den unaufhörlichen Widerstand der Ortsbehörde endlich aus dem Wege zu räumen und seinen Mitarbeitern freie Bewegung zu verschaffen. Er findet mit Mühe ein holländisches Schiff, das ihn nach Texel bringt; die Bootsleute aber, die ihn von da nach Amsterdam führen sollen, setzten ihn unterwegs auf den Sand und fahren mit allem Gepäck, auch allen Briefschaften und Schriften davon. Durch allerlei Kriegsgefahren kommt er endlich nach Kopenhagen und erreicht in einer halbstündigen Audienz beim König das Versprechen, die Kompagnie solle der Mission nicht mehr so viel Widerstand leisten. Darauf geht im Februar 1714 ein Schiff mit königlichen Geldern und gnädigen Handschreiben

an die Missionare ab. Allein — es scheitert an der Spitze von Jütland, und nur zwei Matrosen retten ihr Leben. Die Gaben und Handschreiben werden allergnädigst neu ausgefertigt und über England geschickt; allein die englischen Schiffe sind eben abgesegelt, und die Hilfe verzieht sich um ein weiteres Jahr! — Eine von England den Missionaren geschickte Presse wird von den Franzosen gekapert; ein Freund der Sache löst sie zwar aus, allein der treue mitgesandte Lehrer Fincke verliert auf der weiteren Fahrt in geheimnißvoller Weise sein Leben, und wie die beschädigte Presse nach Trankebar kommt, sollen die Brüder noch eine Lösungssumme von 1000 Thalern entrichten!

Aber wie hat doch Ziegenbalgs Werk und Wort gezündet in dänischen, deutschen, holländischen, englischen Kreisen! Wie hat die Theilnahme, welche er weckte, die engen Schranken der Territorialkirchen und Konfessionen überhüpft und gesprengt! Daß hiemit ein Wendepunkt in der evangelischen Kirche eintrat, ein Aufschwung zu neuem Leben, das hat auch die katholische Kirche schnell und richtig erkannt. Mit großer Aufmerksamkeit hat dieselbe das unscheinbare Werk in Trankebar verfolgt; ein Mann wie Beschi ist, nach unmißdeutbaren Spuren, durch den Sporn, den Ziegenbalgs Thätigkeit ihm gegeben, nach Indien geführt worden.

Fleißiger als die meisten durch nichts behinderten neueren Missionare hat Ziegenbalg trotz aller Reibungen mit Kompagniebeamten u. s. w. sich dem täglichen Umgang mit Heiden, Muhammedanern, Katholiken, Armeniern und Tamilern jeder Klasse gewidmet. Alle fragte er aus, nach allen Seiten hin schrieb er Briefe, bekam Antworten und merkwürdige Bücher zugetragen und sammelte so eine Masse von Kenntnissen, die noch heute in Erstaunen setzt. Gewöhnlich predigte er die Leute nicht an, sondern lockte erst ihre eignen Gedanken heraus, blieb freundlich und gelassen, auch wo er rügte, und wußte dann immer ein kräftiges Zeugniß anzubringen. Darum war er auch im Ganzen bei Allen wohlgelitten, selbst bei den Brahmanen, die sich seiner Wißbegierde freuten, wenn sie auch gelegentlich Ränke gegen ihn schmiedeten. War ein katholisches Fest mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen, so sah er so bescheiden zu, daß man ihn auch nöthigte, sich niederzulassen, und er nun eine Rede halten konnte über die rechte Art, Feste zu feiern. Wurde er an Zollstätten und Stadtthoren angehalten und sollte Kopfgeld entrichten, oder wollte man ihn nicht über die nahe Tandschaur-Grenze lassen, so entwaffnete er mit indischer Geduld die

Wächter und wußte immer wieder die Unterhaltung auf das Eine Ziel hinzulenken. Und aus der engen Nachbarschaft schaute er immer weiter hinaus: bis nach Bombay und Persien, nach Bengalen und Pegu hinüber; wie gerne hätte er überall hin seine Evangelisten geschickt!

Er hat sich freilich in dieser Aussicht auf die Zukunft getäuscht, wenigstens sofern er so große Dinge noch selbst zu erleben hoffte. Rechte Evangelisten und Schulmeister hat er nur wenige zubereiten dürfen, kaum hinreichend für die nächste Umgegend. Aber doch konnte er seinen Tamilern andre Evangelisten in Menge schicken, alle voll des lautern Sinnes, der in ihm war. Schon 1712 hatte er 33 Tamilschriften verfaßt, dazu 5 papistische gereinigt „und solchergestalt unser eigen gemacht." Er hat dem Volke eindringliche Sendschreiben, brauchbare Schulbücher und gute Traktate hinterlassen, vor allem aber seine Bibelübersetzung, an welcher er unermüdlich arbeitete. Das Neue Testament durfte er vollenden, im Alten kam er bis zum Buche Ruth. An der h. Schrift hat er selbst immer seine dürstende Seele gelabt und er ist frisch und jung geblieben in der verdorrenden Umgebung bis ans Ende. Alles, was er erreicht hat, ist einzig durch dieses Wort erreicht, ohne Anwendung irdischer Gewalt und List; als er aber am 23. Febr. 1719 noch nicht 36 Jahre alt entschlief, da fühlten die höchsten Personen in Trankebar so gut wie die ärmsten Heiden, daß eine Mauer der Stadt, eine Säule der Kirche gefallen war.

Nachdem schon ein Jahr nach Ziegenbalg auch sein treuer Mitarbeiter Gründler zur Ruhe eingegangen war, machte die Trankebar-Mission zunächst nur Rückschritte, bis 1725 Walther und Pressier in sie eintraten. Unter diesen beiden Männern, von denen der Erstere 1739, der Letztere schon ein Jahr früher seinen Lauf beschloß, nahm das Werk einen neuen Aufschwung. Das war die Zeit, in welcher durch Rajanajakens Bekehrung die Arbeit der evangelischen Missionare sich weit in die Kaweri-Ebenen ausdehnte, durch einen Besuch Pressiers sich die Verbindung mit Tandschaur anknüpfte und die Verfolgung Seitens der Katholiken Alles in Athem erhielt. Auch die Einsetzung des ersten eingebornen Predigers Aaron im J. 1733 bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt im Leben der Mission. Um so mehr ist zu beklagen, daß eben durch diese tüchtigen Männer der Kastenunterschied in der Trankebar-Gemeinde sanktionirt und dadurch dieselbe zum Stillstand verurtheilt wurde. Durch Rücksicht auf den von den

Katholiken eingeführten Brauch hatte sichs beim Beginn von Ziegenbalgs Wirksamkeit wie von selbst gemacht, daß die Pareier-Christen in der Kirche getrennt von den Sudras saßen und beim Abendmahl auch die Sudrafrauen den Vortritt vor den Pareiamännern hatten. Indessen konnten die Missionare das Kastenübel in der Weise lindern, daß sie begabtere Pareia-Kinder im Portugiesischen unterrichteten und dann in europäische Kleider steckten, worauf diese dann den Vortritt vor den Sudras hatten. Statt nun den wachsenden Gemeinden etwas Neues zuzumuthen, näherten sich Walther und Pressier vielmehr einigermaßen dem jesuitischen Vorbild eines neuen geistlichen Brahmanenthums. Natürlich eiferten ihnen die Sudra-Katecheten darin nicht nur nach, sondern thaten es ihnen noch um ein ziemliches zuvor. Auch in der Schule wurden nun Pareia- und Sudra-Kinder „möglichstermaßen" aus einander gehalten und weil sich trotz oder vielleicht eher in Folge dieser kleingläubigen Nachgiebigkeit die Landgemeinden bedeutend mehrten, war nun ein Vorgang geschaffen, von welchem die späteren lutherischen Missionare, wenigstens in Trankebar selbst, sich keine wesentliche Abweichung mehr erlaubten. Es kann uns demnach nicht wundern, wenn der Geschichtschreiber der Trankebarischen Mission urtheilt, um das Jahr 1740 habe dieselbe ihren Höhepunkt erreicht, worauf sie wohl noch Erweiterungen, aber keine Entwicklung mehr erlebt habe.

Einen Ableger der Mission auf den nikobarischen Inseln zu pflanzen, versuchte Miss. Polzenhagen 1756, wurde aber bald von einer Seuche weggerafft. Als dann im J. 1760 vierzehn Herrnhuter Brüder zumal sich in Trankebar niederließen, um von da aus eine Station auf den Nikobaren zu gründen, wollten die Hallenser durchaus nichts mit ihnen zu schaffen haben und verhielten sich sehr zurückstoßend gegen die Eindringlinge. Diese aber gewannen bald die Zuneigung von Dänen, Franzosen und Eingebornen; auch Pariachristen fühlten sich je und je von ihnen angezogen. Allein Erlaubniß zum Sammeln einer Gemeinde wurde den Herrnhutern nicht gegeben, daher nach Vereitelung wiederholter Kolonisationsversuche auf den Nikobaren dieselben 1803 endlich das Land räumten. Gewiß ist es zu bedauern, daß sich in dieser langen Zeit kein Weg finden lassen wollte, die besondern Gaben der Brüdergemeinde für das Tamil-Volk nutzbar zu machen.

Unterdessen hatte jedoch die Trankebar'sche Mission im Laufe der Zeit zwei Hauptzweige, den einen nach Norden, den andern nach

Westen entsendet. Die Pflanzung des Nordzweigs geschah durch den rührigen, aber auch etwas eingebildeten Benj. Schultze, der 1726 eine neue Station in der englischen Hauptstadt Madras gründete und dort in den Dienst der englischen Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß trat. Sein Nachfolger wurde 1742 der Hesse Fabricius, ein innig frommer Mann, den die traurigen Folgen seiner Unvorsichtigkeit in Betreff während der Kriegszeiten anvertrauter Gelder als 70jährigen Greisen noch ins Gefängniß brachten, nachdem er die Tamilgemeinden mit einer guten Bibelübersetzung und vielen Liedern beschenkt hatte, deren Innigkeit und Reichhaltigkeit seither von keinem Missionsdichter erreicht worden ist. Es geht die Sage, einer seiner alten Kollegen sei zu ihm ins Gefängniß getreten und habe beim Anblick des hohen Greisen die Thränen nicht zurückhalten können. Dieser aber habe von allem nichts gemerkt, sondern nur geschwind dem Bruder die Hand gedrückt mit den Worten: „Nein, das freut mich, gerade zu rechter Zeit gekommen! Hör' einmal, wie das klingt!“ und dann mit heller Stimme ein eben fertig gewordenes Tamil-Loblied angestimmt, als fühle er sich schon im Vorhof des Himmels. — Gott hatte ihn, wie er meinte, in der ungeheuren Seelennoth so unzählige Male der Errettung versichert, daß er Zweifel daran für Sünde hielt und es den Brüdern überließ, sich über ihn zu grämen.

Allmählich wurde aber diese Zuversicht doch herabgestimmt. Wie muß es dem greisen Missionar in's Herz geschnitten haben, als er sich endlich überzeugen mußte, daß sein vertrauter Tamilgehilfe Gurupadam, an dessen Unschuld er so lange fest geglaubt, ihn betrogen und schmählichen Mißbrauch mit seiner Gedächtnißschwäche getrieben hatte! Nach dreimaliger längerer Haft wurde der 80jährige Greis endlich entlassen, um wenige Tage darauf von dieser Welt zu scheiden, an die ihn nichts mehr fesselte. Es thut wohl, ihn daheim zu wissen, den treuen, schon hienieden in allem Umtrieb der Welt so überirdischen Mann, dessen Schwächen ganz offen vor Augen liegen, weil sie ihm ins schärfste Gericht voraus liefen, ohne daß sie doch seinen wahren Werth zu verdunkeln vermögen. Ein alter Tamile schildert den freundlichen Mystiker, wie er im Fenster stehend den in der Veranda versammelten Armen mit beiden Händen austheilte, Reis, wenn er nur Reis hatte, aber auch Kupfer und Silber, wenn das gerade zur Hand war. Es ist ja beides nur Erde! Er hat dem Tamilvolk reichlich ausgetheilt von

den Schätzen eines reichen Gemüths und seine Gaben wuchern noch fort. Aber ein großer Mangel, verhängnißvoll namentlich für die Madras-Mission, klebt dennoch der 50jährigen Wirksamkeit dieses grundedlen Mannes an. Es kam weder unter den Missionaren selbst, noch bei den Gemeinden zu einer rechten Organisation der vorhandenen Kräfte und eben damit zu keiner gesunden Erziehung und Ausbildung derselben. Vergebens sucht man auch nur nach einer Spur von Regierung; der Nothbehelf des „Dreiherrendienstes", in welchem diese englischen Missionare standen, mit ihren Berichten nach Halle, Kopenhagen und London, hatte sie auch draußen an eine zuwartende Anarchie gewöhnt. Gewiß sind viele Hunderte von Seelen durch diesen theuren Mann zur ewigen Seligkeit geführt worden: Heiden, Katholiken, auch etliche Muselmanen, Deutsche, Schweizer und Engländer; unter den Ueberlebenden aber hat er seinen Nachfolgern ein wirklich gesundes Wirken sehr erschwert.

Westwärts hatten sich von Trankebar aus frühe einige Sprößlinge in's Gebiet von Tandschaur eingesenkt, indem sich dort einige Gemeinlein bildeten, die von eingebornen Katecheten besorgt wurden. Recht gegründet wurde dieses Werk aber erst durch den unvergeßlichen Sonnenburger Christian Friedrich Schwartz. — Von seiner Mutter noch vor seiner Geburt dem Dienste des Herrn geweiht, und durch einen edlen Lehrer frühe zum Herzensgebet geweckt, war Schwartz durch die „Fußstapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes", worin der sel. Franke die Hilfe des Herrn beim Bau seines Waisenhauses erzählte, im Jahre 1746 nach Halle gelockt worden, wo ihm die Herrlichkeit des Dienstes Jesu Christi völlig aufgieng. Als 1749 der Ruf in die Mission an den Jüngling ergieng, entschloß er sich nach kurzem Kampfe zum Gang in die Heidenwelt.

Es war eine Zeit allgemeiner Verwirrung, in welcher Schwartz in Trankebar anlangte; das Land litt unsäglich unter all den Wechselfällen, welche der Kampf der französischen und englischen Handelskompagnien und ihrer Verbündeten herbeiführte. Als am 9. Juli 1756 das 50jährige Jubiläum der Trankebar-Mission gefeiert wurde, konnte man einen mahrattischen Reiterschwarm bis unter die Mauern von Trankebar sengen und brennen und wehrlose Weiber morden sehen. Dennoch wehte damals noch ein freudiger Geist in der Mission; mit Lobgesängen und Gottesdiensten in drei Sprachen wurde der festliche Tag begangen. Im April 1759 stattete Schwartz den unter mehr oder minderem Druck lebenden Christen in Tandschaur den

ersten Besuch ab. Die äußere Veranlassung dazu war die Einladung eines der vielen deutschen Offiziere, die damals an den Höfen der indischen Fürsten wie in den Söldnerheeren der verschiedenen Handelsniederlassungen dienten. Der Hamburger Hauptmann Berg hatte früher in Trankebar das h. Abendmahl genossen, wie er auch ein dortiges Gemeindeglied geheirathet hatte. Jetzt konnte er nicht mehr leicht abkommen und lud darum die Missionare, am liebsten in den Osterfeiertagen, zu sich ein. So sammelte sich auch in jener Passionswoche neben den Tamil-Christen ein deutsches Gemeinlein; Schwartz nahm sich Aller mit Zuspruch und Spendung der Sakramente an und konnte ungehindert auch den Heiden predigen. Es war eine Reise, die ihm in zu freundlicher Erinnerung blieb, als daß er nicht eine Gelegenheit hätte finden sollen, sie zu wiederholen.

Diese Gelegenheit kam im Mai 1762, und zwar besuchte Schwartz dießmal auch die Bergfeste Tritschinapalli, wo abwechselnd mit Arkat der Nawab des Karnatiks sich aufhielt und eine englische Besatzung ihm Anhaltspunkte bot. Hier wuchs dem Missionar die Arbeit so sehr unter den Händen, daß er nicht mehr zurück konnte. Er willigte in die Bitte der Engländer, ihnen Gottesdienst zu halten, soweit es ohne Versäumniß der Tamil- und Portugiesengemeinde geschehen könnte. Durch das Auffliegen eines Laboratoriums wurden viele Soldatenkinder zu Waisen, Schwartz sammelte für sie eine schöne Summe und legte damit eine englische Schule an. Zum Umgang mit den Muhammedanern lernte er hier Hindustani und durfte wiederholt dem Nawab und seinen Söhnen die seligmachende Wahrheit bündig vortragen. In der Folge machte er sich auch noch mit dem Persischen bekannt, weil es an allen Höfen gesprochen wurde. Der vornehme Muselman aber, der ihn lehrte, wurde, weil er sich offen zu Schwartz's Glauben bekannte, später unter irgend einem Vorwand vom Nawab eingesperrt.

Schien Schwartz Anfangs vor seinen Mitarbeitern wenig voraus zu haben, nur daß alle den anstelligen, bescheidenen, friedfertigen Bruder liebten und schätzten, so zeigte sich im Verlauf, daß seine Kraft und Geistesfrische weder der wachsenden Arbeitslast, noch dem zehrenden Einfluß des natürlichen oder geistlichen Klima's unterlag, wie das bei so vielen tüchtigen Kräften der Fall ist, sondern daß er mit jeder neuen Aufgabe, die an ihn herantrat, sichtlich zunahm. Im Juni und Juli 1764 bediente er im Lager von Madura die Schaaren von deutschen und englischen Kranken und Verwundeten,

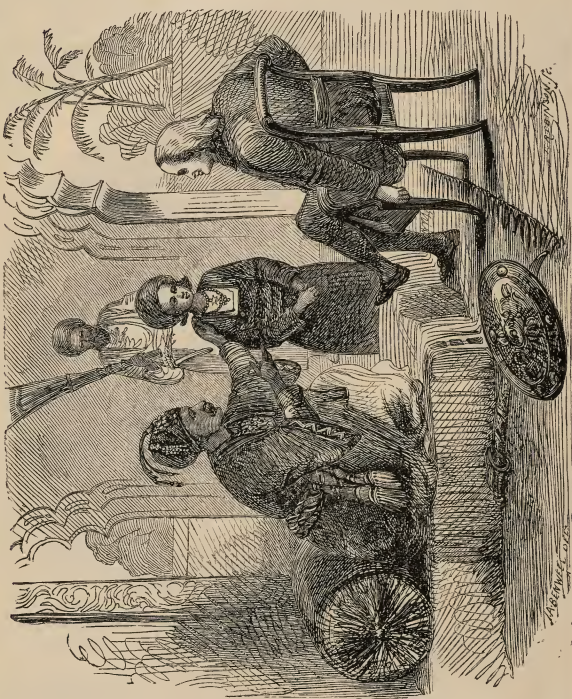
tröstete, predigte und betete über den Sterbenden, bis ihm die Kräfte versagten und er, selbst erkrankt, nach Tritschinapalli zurückgeschickt wurde. Geschenke der englischen Regierung und des Nawabs setzten ihn in den Stand, seine Schulen dort auszudehnen und den Kirchenbau, zu welchem er die Engländer aufgefordert hatte, kräftig zu unterstützen. Am Pfingstfest 1766 konnte er diese Kirche mit Predigten in verschiedenen Sprachen einweihen und im März 67 wurde er vom Gouverneur in Madras als evangelischer Lehrer in Tritschinapalli (mit 100 L. Gehalt) angestellt. Dort wirkte er nun in manchfaltigster Weise mitten unter den schauerlichsten Kriegsscenen und sammelte namentlich eine überaus anhängliche englische Gemeine, wie damals in ganz Indien keine zu finden war.

Bald gelang es Schwartz auch, zu dem neuen König von Tandschaur Zugang zu gewinnen. Die Offenheit und Einfalt, womit er 1769 dem gutmüthigen, schwachen, wenn auch gelehrten Tulasi-Radscha nicht nur die Nichtigkeit des Götzendienstes, das tiefe Verderben des menschlichen Herzens und den göttlichen Heilsplan darlegte, sondern auch durch ein kurzes Gebet und Absingen etlicher Verse einen Einblick in den christlichen Gottesdienst ermöglichte, machte den besten Eindruck. Zu Zeiten konnte der Fürst ihn seinen Padre nennen; insbesondere jedoch wünschte er seine Dienste zu politischen Unterhandlungen zu gebrauchen, „weil er wisse, daß ihm am Geld nichts liege." Gegen diese Einmischung jedoch wehrte sich der Hof so entschieden, daß der hilflose Radscha sich der Leitung seiner Umgebung zuletzt willenlos überließ, bis er von dem eifersüchtigen Nawab unter dem Beistand der ungerechten Madras-Regierung besiegt, im Gefängniß erkannte, wer sein Freund und wer sein Feind gewesen sei (1773). Nicht nur konnte Schwartz dem Radscha in seiner Erniedrigung sein Mitgefühl bezeugen, sondern er war es auch, der ihm die Nachricht von seiner Wiedererhebung vermöge Beschlusses der Direktoren überbrachte (1776). Tulasi zu lieb lernte Schwartz nun auch noch Mahratti; wie herzlich ihm aber auch der Fürst zugethan blieb und wie gerne derselbe eingestand, daß das Christenthum viel tausendmal besser sei als der Bilderdienst, der Weltlust vermochte er nicht zu entsagen.

Als Schwartz dem 1777 neu angelangten Missionar Pohle die Fortsetzung der in Tritschinapalli so segensreich begonnenen Arbeit überlassen konnte, siedelte er selbst nach Tandschaur über, das nun der eigentliche Mittelpunkt der Tamil-Mission wurde. Täglich war

Schwartz hier von Besuchen umlagert und predigte Groß und Klein das Wort vom Kreuz. 1778 stattete er Palamkotta den ersten folgereichen Besuch ab. Das allgemeine Ansehen, in dem er stand, brachte den unredlichen Gouverneur von Madras auf den Gedanken, den geschickten Missionar zu einer diplomatischen Sendung zu dem gefürchteten Haider Ali zu verwenden. Im August 1779 begab er sich mit seinem ehrenvollen und doch zweifelhaften Auftrag nach Sirangapatam, wo er Hunderte von Europäern traf, mit welchen er jeden Sonntag Gottesdienst hielt. Auch eingeborne Christen seiner Gemeinde hatten sich dahin verlaufen. Mit ihnen, wie mit den Heiden und Muhammedanern, sprach er den ganzen Tag freimüthig von dem Einen Nothwendigen. In mehr als einer Unterredung mit Haider überzeugte er sich dann von dessen Bereitwilligkeit, Frieden zu halten, aber auch von seiner tiefen Einsicht in die Lage der Dinge und die Unaufrichtigkeit der Engländer. Die unabweisbaren Geschenke, welche er in Folge dieser Reise erhielt, dienten in den kommenden Kriegs- und Hungerzeiten den Unterhalt seiner Gehilfen und Waisen zu sichern. Als 1780 Haiders Armee den Karnatik überschwemmte, gelang es Schwartz, im letzten Augenblick noch die Garnisonen am Kaweri mit den nöthigsten Vorräthen zu versehen, da sein Wort dem Landvolke mehr galt als alle Versprechungen der Offiziere; zahlte er doch jeden mit eigener Hand aus! Er hatte den Bruch vorausgesehen und so viel Reis gekauft, daß er täglich Hunderte von Menschen speisen konnte. Er selbst durfte während des Krieges auf Haiders ausdrücklichen Befehl unangefochten ab- und zugehen. Endlich 1784 war dieser letzte der Kriege, welche den Fortbestand der Tamil-Mission in Zweifel stellten, beendigt, nachdem allein im letzten Kriegsjahr 400 Gemeindeglieder gestorben waren. Das ganze Land war verödet. Da sann denn Schwartz oft nach, was sich für die Hebung des Volkes thun lasse, er wußte auch einzelne Beamte für seine Pläne, Vorschläge, Schulen ꝛc. ꝛc. zu begeistern. Ihn wünschte Tulasi zum Vormund seines zehnjährigen Neffen Serfodschi, den er sterbend adoptirte. Mit den Worten: „Dieß ist Euer Sohn“ (S. 56) stellte der Radscha das schutzlose Kind im Januar 1787 dem Missionar vor, den er dazu von seinem letzten Ausflug nach Trankebar hatte zurückrufen lassen. Schwartz antwortete: „Ich flehe, daß er ein Kind Gottes werde,“ und bewog Tulasi, die Vormundschaft sammt der Regentschaft seinem Halbbruder anzuvertrauen. Da indessen die englische Regierung diesen ränkevollen Fürsten bald als wirklichen

Thronfolger anerkannte, fühlte Schwartz sich verpflichtet, sich des nun nicht bloß vernachlässigten, sondern schwer bedrohten Serfodschi anzunehmen. Die Madras-Regierung ernannte ihn jetzt zu dessen



Talaji bittet Missionar Schwartz, Serfodschis Vormund zu werden.

Vormund; als solcher rettete er (1793) Serfodschi's Leben, lieferte den bündigen Beweis für sein Anrecht auf den Thron, erzeigte ihm Vatertreue und wurde auch von seinem Pflegebefohlenen, wie er (1796)

als erklärter Thronfolger von Madras nach Tandschaur zurückkehrte, als Vater begrüßt und geehrt. In der Zwischenzeit hatte Schwartz als Ehrenmitglied der mit der Verwaltung des Tandschaur-Landes betrauten Kommission eine solche Umsicht bewiesen, daß der englische Resident an den Gouverneur von Madras schrieb: „Welch ein Glück für das Land, ja, und für die Kompagnie, wenn Herr Schwartz Alleinherr wäre und alle Maßregeln durchführen dürfte, welche seine Weisheit und Güte ihm eingeben."

Man könnte denken, Schwartz sei doch versucht gewesen, vorzugsweise der Gunst der Großen nachzugehen. Das war aber nicht der Fall. Armen Seelen nahe zu kommen und irgend einen Verlorenen zu suchen, war ihm Herzenslust wie heilige Pflicht. Von den schwierigsten Aufgaben der Finanzverwaltung, von tiefgreifenden Reformen des Justizwesens kehrte er mit immer frischer Lust zur Katechisation von Kindern, zu dem Unterricht von Taufkandidaten oder einem Besuch bei scheuen Halbwilden zurück. So lange ihn seine Missionspflicht in Anspruch nahm, mußten die angesehensten Hindus und Muhammedaner warten, sie hörten ihm wohl auch bei solcher Gelegenheit stundenlang zu. (S. 58.) In Tandschaur wie in Tritschinapalli durfte er unter Gottes Segen schnell eine Gemeinde aus den Heiden sammeln; auch unter den europäischen Truppen wurde ihm manch schöne Frucht seiner Arbeit geschenkt. Und so wenig schien ihm der Dienst an Europäern unverträglich mit dem Missionsberuf, daß er vielmehr erst von der gründlichen Bekehrung der damals über die Maßen gottesvergessenen englischen Beamten und Soldaten eine neue Zeit für Indien erwartete. Aus den bekehrten Eingebornen aber wählte er junge Männer, die er für den Dienst am Worte vorbereitete; ihr Wachsthum mußte ihn trösten bei dem merklichen Verfall des Missionsinteresses in der deutschen Heimat.

In seinen letzten Jahren freute Schwartz sich noch einer Lebensregung in den von ihm oft besuchten Dörfern der Kaller, welche sich von ihrem angeerbten und privilegirten Diebsgewerbe entwöhnen ließen und christlichen Unterricht begehrten. Als sie sich dadurch andauernde Verfolgungen von ihren Stammesgenossen zuzogen, stellte Schwartz den Feinden nur Gebet und sanftmüthige Vorstellungen entgegen, bis sie durch die Geduld der Bekehrten entwaffnet wurden. — Bis an sein Ende war er bemüht, dem Volk zu helfen, bald durch Einimpfung der Pocken, bald durch Einführung des Seidenbaus, um den Jungen und Betagten einen leichten Verdienst zuzu-

wenden, oder indem er dem Betteln der Witwen durch Spinneinrichtungen zu steuern suchte. Als das Gedächtniß schwand, flossen doch Herz und Mund noch immer über von der Herrlichkeit Jesu

Missionar Schwartz unter seinen Zuhörern.

Christi. Missionar zu sein, rühmte er, sei eben doch der seligste Dienst, mit keinem auf der Welt zu vergleichen. Selig wie ein Kind entschlief er am 13 Febr. 1798 unter den Gebeten der Brüder und

den Gesängen der treuen Nationalgehilfen, in die er selbst noch mit eingestimmt hatte.

Ungeheucheltste Demuth auf Grund strenger Selbstprüfung neben dem seligsten Ausruhen am Herzen seines Herrn war der Grundcharakter dieses begnadigten Mannes. Keiner seiner Mitarbeiter sah ihn deßhalb scheel an über seiner Erhebung, als sein Ruf selbst ins britische Parlament drang und sowohl die Unterjochten als auch die Sieger ihn als einen der größten Wohlthäter Indiens anerkannten. Gewaltigen Eindruck machte auf die Heiden namentlich die Munterkeit, mit der er gleich unermüdlich im Lob, wie im Dienst seines Herrn war.

Von den Gemeinden, die er hinterließ, zählten allein die zu Tandschaur gehörigen bei seinem Tode 3000 Seelen. Besorgt für ihre Erhaltung hatte er in den letzten Jahren ein bedeutendes Vermögen gesammelt, welches er der Mission vermachte. Aber wenn sich auch manche seiner Anstalten mittelst der Zinsen im Gang erhielten, seinen Geist konnte der alte Vater nicht vererben. Mußte er doch selbst noch Nachfolger erleben, welche die Verföhnung durch Christum leugneten und höchstens die Sittenlehre der Hindus durchs Evangelium zu vervollständigen suchten! Der treue Pohle und der jüngere Kohlhoff, der unter Schwartzens väterlicher Leitung herangewachsen und von ihm selbst (1787) zum Dienst am Evangelium eingesegnet worden war, übergaben dann 1817 die ganze Mission mit den Geldern, welche Schwartz und Gericke derselben hinterlassen hatten, der christlichen Erkenntnißgesellschaft, die ihrerseits dieses Vermächtniß nach einigen weiteren Wechseln (1826) an die „Ausbreitungsgesellschaft" abtrat. Unter dieser ältesten englischen Missionsgesellschaft, die in unsern Tagen die streng ritualistische Richtung vertritt, ist fast das ganze Erbe der hallischen Pietisten auf indischem Boden allmählich in die Hände eifrig hochkirchlicher Engländer übergegangen, nachdem erst die wenigen fügsamen Deutschen vollends abgestorben waren.

6. Weitere Entwicklungen.

Während in Halle die Lust zur Mission mehr und mehr auf die Neige gieng, war sie in England erst recht erwacht. Im J. 1792 trat dort die baptistische, 1795 die Londoner, und 1799 die kirchliche Missionsgesellschaft ins Leben, denen in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts noch eine ganze Reihe andrer Gesellschaften und Vereine folgten. Aber auch in Deutschland fand Gott eine neue Bildungs-

stätte für Lehrer der Heiden. Ein böhmischer Weber, Jenjk, um des Glaubens willen nach Berlin vertrieben, sollte durch seine zwei Söhne, die aus Webern erst Schulmeister, dann Prediger wurden, ein großer Segen auch für fremde Länder werden. Der jüngere, Jos. Daniel, arbeitete aufs treuste noch mit Schwartz im heißen Indien (1788 — 1800), der ältere Joh. Jänicke (1748 — 1827) trug in den Tagen des dürrsten Unglaubens das Panier des Gekreuzigten in der Hauptstadt der deutschen Zeitbildung hoch einher und fand dort a. 1800 bei sieben gottesfürchtigen Jünglingen, die in seiner böhmischen Kirche erweckt worden waren, eine Bereitwilligkeit zum Dienst am Reich, die ihn ermuthigte, sie für die Mission zu erziehen. Einfachen, zum Theil aber reich begabten Handwerkern wurde die Hand zu weiterer Ausbildung geboten, damit sie, wie sich Gelegenheit finde, von verschiedenen Kirchen und Gesellschaften zur Verkündigung des Evangeliums verwendet werden könnten. Wie hat doch Gott den bescheidenen Mann mit seinen dürftigen Mitteln so reichlich gesegnet! Dem Tamilvolk hat er die Männer Schreyvogel, Schnarre, Rhenius und Bärenbruck zuzuschicken die Freude gehabt. Unter ihnen ragt vor Allen Karl Rhenius hervor.

Der Sohn eines preußischen Offiziers, der frühe starb und den verwaisten Knaben einer zärtlichen Mutter und einem frommen Onkel zur Erziehung überließ, erfuhr Rhenius als 17jähriger Jüngling eine gründliche Herzenserneuerung. Etliche Jahre darauf weckte das Lesen von Missionsnachrichten in ihm den Gedanken, den Heiden das Evangelium zu bringen; in fortgesetztem Gebet wurde ihm sein Ruf zur Gewißheit. Vater Jänicke half ihm, demselben nachzukommen. In Berlin ordinirt, setzte er seine Studien noch in England fort und schiffte sich im Febr. 1814 ein, um mit seinem Bruder Schnarre die erste indische Mission der kirchlichen Gesellschaft zu gründen.

Sein erstes Arbeitsfeld fand er in Madras, wo er sich mit aller Kraft auf die ihn umringenden Heidenmassen warf, denn die Tamilchristen der dahinsiechenden deutschen Mission waren durch Almosen und Kastenbrauch verwöhnt und auf den Außenstationen nach langer Vernachlässigung geradezu Todtengebeinen vergleichbar. So lag es Rhenius denn an, einen neuen Grund zu legen. Mit erstaunlicher Leichtigkeit knüpfte er dabei überall an das Gute an, das er vorfand, ohne doch je mit dem Zeugniß der vollen Wahrheit zurückzuhalten. Wo er nur konnte, zog er Verstärkung an sich und brachte so schon 1817 eine Bibelgesellschaft zu Stande, an deren Stiftung sich

außer Europäern auch Brahmanen, Sudras und Pareier betheiligten; ihr folgte im Verein mit allerhand Europäern und Farbigen 1818 eine Traktatgesellschaft.

Bald zeigte sich aber, daß mit der 1814 erfolgten Einsetzung eines Bischofs in Kalkutta die Stellung der deutschen Arbeiter in Indien wesentlich verändert worden war. Sie konnten kaum mehr hoffen, Landprediger zu ordiniren, wie Pohle und Kohlhoff noch 1811 vier Eingebornen die Hände aufgelegt hatten; ob sie Engländern die Sakramente spenden durften, wurde gleichfalls fraglich. Ganz besonders aber konnte unter dem neuen Regiment nicht zugegeben werden, daß sie sich nach Art der Bibel- und Traktatgesellschaft oder der großen Londoner Mission mit verschiedenen Kirchenparteien auf gleichen Fuß stellten und das Werk als ein allen Protestanten gemeinsames betrieben. Gerade dieß war jedoch Rhenius Sinn; es schien ihm rein unmöglich, im Segen zu missioniren, wenn nicht die Jünger Christi dem Feinde als ein engverbundenes Häuflein gegenüberständen. Er war schon daran, nach Europa zurückzukehren, als sich ihm noch der Ausweg öffnete, seine Gaben in Tinneweli zu verwenden. Fast gebrochenen Herzens schied er (1820) von Madras und begab sich auf das neue Feld, wiederholt getröstet durch das Wort: „Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren.“

Schon der sel. Schwartz war seit 1778 wiederholt nach Tinneweli gekommen und hatte durch die Taufe einer Brahmanenwitwe den Grund zu einer ansäßigen Gemeinde in Palamkotta gelegt, die er unter die Leitung des trefflichen, später ordinirten Katechisten Sattianaden stellte. Mit ahnungsvollem Seherblick hatte er in dieser Gegend das hoffnungsreichste Saatfeld des Evangeliums erkannt. In großem Segen wirkte hier auf drei längeren Besuchen der jüngere Jänicke. Das Dschangelfieber, das er sich in Tinneweli geholt, raffte ihn vor der Zeit weg, aber Gericke, der ihn auf der letzten Reise begleitet hatte, durfte noch eine Menge Christen in dieser Provinz sammeln und in mehr als Einem Dorf Hunderte zumal taufen, ehe auch er (1803) seinen Lauf vollendete, der letzte der bedeutenden Missionare des 18ten Jahrhunderts. Jahre lang blieb die Arbeit in Tinneweli nun ganz in den Händen Sattianadens und einiger ihm beigesellten eingebornen Brüder, bis 1816 der englische Kaplan Hough eine Oberaufsicht über die verwaisten Gemeinden übernahm, die er, als Rhenius eintraf, gern an diesen abtrat.

Trotz des kümmerlichen Standes der auf etwa 4000 Seelen herabgeschmolzenen Gemeinden ließen sich doch einige Jünglinge aus ihnen sammeln, die Rhenius hoffen konnte, zum Dienst unter Heiden und Christen tüchtig zu machen; auch fanden sich genug begabtere Knaben, die sich gern auf Kosten der Mission erziehen ließen (s. Abb.). Daß sie die Kaste aufgeben müssen, war ihnen im Voraus angekündigt; die Forderung wurde zugestanden, weil man sie, wie bei den früheren Missionaren, für einen wohlgemeinten Rath hielt. Obgleich der Koch

Tinnevelli-Schüler mit Palmblatt-Büchern.

schonungshalber ein Sudra war, wollten aber doch die christlichen Sudraknaben nicht mit Schanars und Pareiern in einem Zimmer essen. Als sie beharrlich den Gehorsam verweigerten, entschloß sich Rhenius, lieber das Seminar vorerst aufzugeben, als diesen Kastengeist zu befestigen. Im nächsten Jahr (1822) konnte es unter bessern Aussichten — großentheils mit denselben Knaben — wieder eröffnet werden; B. Schmid wurde der Hauptlehrer daran, denn Rhenius reiste viel im Lande herum. Da predigte er meist so, daß sich ein überaus lebendiges Gespräch entspann, das er doch völlig in seiner

Hand behielt und leitete, wohin er eben zielte. Bald war der energische, ganzherzige Mann, der sich mit unverwüstlicher Frische und Offenheit einem Jeden näherte, allgemein geliebt, geschätzt und gefürchtet. Besuche traten bei ihm ein, die sich nie in ein europäisches Haus gewagt hatten; vornehme Heiden erkannten sein wohlthätiges Wirken und unterstützten ihn mit Beiträgen; auch in Brahmanenhäusern war er ein willkommenener Gast. Schon 1822 gründete er einen Traktatverein, bei dessen feierlicher Stiftung auch Katholiken und Heiden zugegen waren. Ein Büchlein ums andre wurde nun geschrieben, und durch beständiges Reisen im Lande, durch da und dort errichtete und regelmäßig besuchte Schulen, durch zweckmäßige Vertheilung der wenigen Bekehrten, bald auch durch Missionstouren der Seminaristen ließ sich weithin ein neues Element verbreiten, das die schlummernde Masse von 700,000 Heiden mit 50,000 Muhammedanern und 18,000 Katholiken in einige Gährung versetzte.

Nachdem erst nur wenige Seelen die Taufe empfangen hatten, begann sichs von 1824 an unter den Schanars südlich von Palamkotta zu regen. Unter diesen einfachen Leuten, die in ihrem einförmigen, arbeitsvollen Leben nur wenige Gedanken entwickelt hatten und zu ihrem Gewinn kaum je in Berührung mit Europäern gekommen waren, schlug die Lehre von einem Heiland, der sich zu ihnen herabgelassen habe, mächtig ein; zugleich aber freuten sie sich der Aussicht gegenüber der Landesaristokratie an einem willenskräftigen, besonnenen Europäer einen Beschützer zu finden. Rhenius war weit entfernt, von seinen Taufbewerbern alsbald nur die reinsten Beweggründe zu fordern, aber er wollte auch nicht taufen ohne genugsame Unterscheidung. Also schien es das Gerathenste, willigen Leuten Gelegenheit zu weiterem Lernen zu geben, indem ein Katechist über sie gestellt wurde, der sich in einem Dorfe niederließ, sobald die ersten 3 — 4 Hausbesitzer scheu heraustraten, damit er sie die ersten Elemente des Christenthums lehre und die Herzen vom Dienst der Dämonen und andern väterlichen Sitten zur Nachfolge Christi heranziehe. Die Taufe erhielten nur schon einigermaßen bewährte Jünger mit ihren Kindern. Rasch breitete sich die Bewegung weiter aus; im Südosten entstand eine Gemeinde um die andere. Wo nun der Gutsherr (Zemindar) die neuen Christen bedrängte, wurde Land angekauft, auf welchem die Leut sich im Frieden ansiedeln konnten. Zugleich aber wurde ein Kirchenfond eingerichtet, zu welchem jeder Hausvater beizusteuern hatte, damit die Gemeinde ihre Bedürfnisse selbst bestreiten lerne.

Außerdem entstand eine Lokal- und eine Armenkasse, und die Seligkeit des Gebens wurde den Neubekehrten auf jede Weise empfohlen.

Trotz vielfacher Verfolgungen fand Rhenius im August 1825 die Zahl der neuen Christen auf 3000 Seelen in 90 Dörfern gestiegen. Im Juli 1826 kam es in einem Dorfe so weit, daß alle Familien sich für das Christenthum entschieden, worauf in Rhenius Gegenwart alle Götzen zerstört wurden. Natürlich wehrte sich der Feind gegen solchen Fortschritt mit aller Macht. Einer der Zemindare erlaubte keinem seiner Unterthanen, Christ zu werden; wer es dennoch wagte, wurde am Säen und Ernten verhindert; Schmied und Zimmermann u. s. w. durften nicht mehr für ihn arbeiten, die Kaufleute ihm nichts mehr verkaufen; alle Brunnen waren ihm verboten. Wie lernte man da die Verheißung verstehen, die unser Herr an die Gabe eines Bechers kalten Wassers knüpft! (S. 65.) Andre Gutsherrn dagegen schenkten den Boden für Kirchen und Schulen und wünschten wohl auch, daß ihre Sklaven Christen würden. Da sich 1830 die Zahl der zu Unterrichtenden bereits auf 8000 belief, reichte das Seminar nicht mehr hin, sie mit Lehrern zu versehen, daher tüchtige Jünglinge und Männer zu einer Präparandenklasse vereinigt wurden, aus der sie nach kurzem biblischen Unterricht als Lehrer in ihre Dörfer zurückkehrten. Die besten Prediger der Mission sind nicht aus dem Seminar, sondern aus diesen Präparanden hervorgegangen. Allmonatlich kamen alle Katecheten und Lehrer auf etliche Tage im Missionshaus von Palamkotta zusammen, um Bericht abzustatten, weitere geistliche Förderung sammt dem Abendmahl zu genießen und mit den Brüdern aus der Nähe und Ferne inniger zusammenzuwachsen. Am Neujahr aber strömten auch viele Gemeindeglieder dahin, bis nicht nur die Verandas, sondern auch die Wege sich Nachts mit den Matten der Schläfer füllten. Alles das zu organisiren kostete natürlich viel Mühe und Nachdenken; es gelang aber unter reichem Segen des Herrn mit weniger Kosten als in irgend einer andern indischen Mission.

Rhenius war ein geborener Herrscher, der immer den Blick aufs Ganze festhielt und die Empfänglichen zu großartigen Gedanken und Zielen weckte und begeisterte. Wie er zugleich das Herz und den Verstand walten ließ und Jedem sich herzlich näherte, ohne sich irgend einem anzuvertrauen oder die leiseste Parteilichkeit aufkommen zu lassen; wie er auch die Stärksten niederhielt, ohne doch die freie Entwicklung des Charakters zu hemmen; wie sicher er das Ganze

überschaute und jede einzelne Kraft zu verwenden, zu leiten und zu beschränken verstand, ohne sich je im Detail zu verlieren, das kann nicht leicht geschildert werden. Sein Arbeitsfeld erstreckte sich über die ganze Provinz, doch lag die eigentliche Kraft der Mission in der Schanarbevölkerung des Südens. Im Norden herrschte noch 1831 nur wenige Stunden von Palamkotta dichte Finsterniß. Dorthin warf sich nun der Berner Schaffter. Obschon die Zemindare, von

Brunnen in Tinnewely.

den Fortschritten der christlichen Mission im Süden erschreckt, dem Evangelium jeden Widerstand entgegensetzten, zeigte sich doch im Gebiet eines der mächtigsten unter ihnen eine so starke und plötzliche Wirkung des verkündeten Worts, daß der heidnische Gutsherr wie erstarrt dastand und nichts machen konnte. In einigen Monaten gab es über 1500 Einwohner aus acht Dörfern, welche das Joch des Dämonendienstes abschüttelten. Schnell wurden Gemeinden mit

Zucht und Gottesdiensten eingerichtet, Gotteshäuser gebaut, tüchtige Katechisten angestellt, und als der Zemindar aus seiner Betäubung erwachte und nun ein Jahr lang schrecklich wüthete, war die Sache des Herrn schon so fest gegründet, daß die heftigsten Angriffe nichts mehr ausrichteten. Auch in die Gebiete andrer Zemindare, bis nach Sriwiliputtur an der Grenze von Madura drang das Christenthum ein, obwohl da und dort schon gebildete Gemeinden auch wieder zerstört wurden. Ueber 11,000 Leute in 260 Dörfern, von denen jedoch kaum 1000 getauft waren, bekannten sich zum Christenthum, als gerade in Folge des außerordentlichen Segens, der diese Mission begleitete, die alte Frage über den Grad von Freiheit, der einem deutschen Missionar im Dienst einer englischen Gesellschaft zustehe, sich so zuspitzte, daß es zu einem Bruch zwischen Rhenius und seiner Komité kam. Er wurde entlassen, weil er für sich und seine Gemeinden keine bischöfliche Leitung nöthig fand und seine eingebornen Gehilfen selbst zu ordiniren wünschte. Des Friedens halber verließ er im Juni 1835 mit seinen 3 deutschen Genossen den Distrikt, der nun englischen Missionaren übergeben wurde. Aber bald erhielt er Briefe von 77 Katechisten aus Tinneweli, die ihn so tief bewegten, daß er sich entschloß, nach Palamkotta zu reisen, um sich selbst vom Stand der Dinge zu unterrichten. Er entschied sich zu bleiben, und bald folgten ihm auch die drei andern Brüder wieder nach, um die Leitung der Gemeinden zu übernehmen, welche sich durchaus ihren alten Lehrern anschließen wollten. Südlich von Palamkotta wurde nun die neue Station Suwiseschapuram (Evangeliumsheim, s. S. 70) gegründet, und noch immer dehnte sich das Werk gewaltig aus.

So gab es in Tinneweli denn nun zwei getrennte Missionen. Die Gemeineren unter den Missionsdienern mochten sich des Vortheils freuen, der sich in der Eröffnung von „zwei Märkten“ vor ihnen aufthat, und die Fleischlichgesinnten sich in Parteikämpfe werfen, wie einst in Kastenzwiste. Alle ernsteren Christen aber wurden in die tiefsten Gemüthsbewegungen ihrer Lehrer mit hineingezogen und auf etliche Jahre in eine Herzens- und Gewissensfrage getrieben, welche sie aus dem Schlendriam indischer Gewohnheit herausriß und zu selbständigen Urtheilen und Entschlüssen drängte. Eben solchen Nutzen hatten die Heiden von dem Schauspiel, das sich vor ihnen vollzog. Die religiöse Frage wurde allenthalben das Tagesgespräch: was bedeutete nur dieses Gehen und Wiederkehren des großen Lehrers? Was diese Einschränkung seines kinderreichen Haushalts, das Kampiren in

schnell aufgeführten Erdwohnungen, der Uebergang der schönen, von Rhenius erbauten Kirche in Palamkotta und des Seminars in andre Hände? Die Kirchlichen rühmten sich, mit dem König und den Machthabern den gleichen Glauben zu haben, also hatte Rhenius mit diesen keinerlei Zusammenhang, und doch blieb er so fröhlich und getrost, wenn auch von Europäern unbesucht und fast in die Acht erklärt! Gar vieles ereignete sich, was sie zwang, die Gründe zu erforschen und zu ehren, aus welchen diese Wechsel entsprangen; und die Thatsache, daß sich nie mehr Heiden zu christlichem Unterricht meldeten, als eben in den drei Jahren der Spaltung, beweist die gnädige Erhörung von Rhenius täglichem, brünstigem Gebet, daß nur die Kirche Christi gefördert und die Ehre Gottes gemehrt werde.

Rhenius nächste Absicht, eine freiere Kirche als die anglikanische zu gründen, wurde indeß nicht erreicht; noch ehe die zuerst vergeblich aus Deutschland erbetenen, dann von Amerika in Aussicht gestellten Mitarbeit ereintrafen, war sein Stündlein gekommen. Ueberaus schnell und sanft entschlief er am 5. Juni 1838 in Folge heftigen Blutandrangs gegen den Kopf. Der Jammer unter den Gemeinden war groß, und unbeschreiblich der Eindruck, als durch die ganze Provinz die Nachricht drang: Rhenius ist todt. Auch Feinde waren erschüttert und bekannten: wir werden seines Gleichen so bald nicht wieder sehen. Die kirchliche Missionsgesellschaft bahnte rasch die Wiedervereinigung der getrennten Theile an, und die 12—13,000 Christen der beiden Missionen fanden sich leicht in die neue Lage. Drei Jahrzehnte nach Rhenius Tode aber nannte der anglikanische Bischof Cotton ihn mit Dankbarkeit „den eigentlichen Urheber des größten Sieges, den das Evangelium in Indien erfochten," und der hochkirchliche Dr. Caldwell bekannte: „Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, praktischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius hat Indien kaum je gesehen."

Indessen traten jetzt von Jahr zu Jahr neue, tüchtige Kräfte in die Arbeit in Tinneweli ein. Der geistliche Vater einer ganzen Generation jüngerer Christen wurde der ehrwürdige Miss. Thomas in Meignanapuram, dem es vergönnt war, von 1836—1870 mit kurzen Unterbrechungen auf seinem Posten zu bleiben und wie er Liebe säte auch reichlich Liebe zu ernten (s. Abb. S. 68.) In gewissem Sinn bahnbrechend wirkte der geniale und demüthige Ragland, der nach bloß vierjähriger Arbeit sein Haupt niederlegte in Ausübung des Werks, um dessen willen er die akademischen Ehren und alle die äußern Vortheile verließ, die er in der Heimat und als Sekretär

seiner Missionsgesellschaft in Madras genoß. Bei den Reisen, die er seit 1846 in das Tinneweli-Gebiet unternahm, schien ihm die dortige Mission eines neuen Anstoßes zu weiterer Ausdehnung bedürftig, weil die Pflege der eingebornen Christengemeinden die

Rückkehr des Miss. Thomas von einem Besuch in England.

Missionare der Art in Anspruch nahm, daß ihnen verhältnißmäßig wenig Zeit zu Missionsreisen unter den Heiden blieb. Für die vom Schall des Evangeliums noch wenig berührten Massen Nordtinnewelis nun erbot sich Ragland selbst, seine ganze Kraft einzusetzen.

Sein Plan war, daß zwei oder drei europäische Missionare, jeder begleitet von einem oder zwei eingebornen Katechisten, gemeinschaftlich einen Heidendistrikt in Angriff nehmen sollten. Die ganze Reisegesellschaft sollte Jahr aus Jahr ein in Zelten leben und beständig auf der Wanderschaft sein, ihre Einrichtungen aber so treffen, daß sie möglichst oft zu gemeinschaftlichem Gebet und gegenseitiger Berathung zusammenkommen könnten. Jedes Dorf sollte wenigstens zweimal des Jahrs von einem christlichen Lehrer besucht werden, wo aber in einem Ort ein Fragen nach Wahrheit erwachen würde, sollte alle zehn Tage ein Besuch stattfinden.

Schon sehr leidend begann Ragland 1853 mit seinen Gefährten Meadows und Fenn dieses verleugnungsvolle Wanderleben. Erfolge, wie er sie gehofft, durfte er hienieden nicht sehen: nach Verfluß von vier Jahren hatte nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Eingebornen das angebotne Heil in Christo angenommen; der auf die Masse der Heiden gemachte Eindruck war nur gering; alles was man wahrnehmen konnte, war ein anständiges, jeweilen ehrerbietiges Zuhören bei der Verkündigung des Worts. Dennoch aber wurde nach Raglands frühem Heimgang diese systematische Art der Reisepredigt fortgesetzt. Mit großer Aufopferung betheiligten sich daran auch die Christen des Südens, indem sie die Mittel für 30—40 Katechisten darboten, von denen sich abwechslungsweise 10—12 auf die Wanderung begaben. Als eine Frucht dieser Liebesarbeit und als eine Erhörung der vielen Gebete, die gerade damals in verschiedenen Ländern um eine neue Ausgießung des h. Geistes aufstiegen, darf gewiß die mächtige Bewegung betrachtet werden, die im J. 1860 verschiedene Ortschaften Nordtinnewelis durchzitterte und sich dann auch in den Süden fortpflanzte, wo neue Schaaren von Heiden sich den christlichen Gemeinden anschlossen.

Bald in schnellerem, bald in langsamerem Fortschritt mehrten die Gemeinden sich nun so, daß sie zu Ende des Jahres 1875 schon 60,000 Seelen zählten. Besonders gesegnet war hiezu der Dienst der beiden Veteranen der Tinnewelli-Mission, Eduard Sargent und Robert Caldwell. Sargent war 1815 einem englischen Soldaten in Paris geboren, wuchs aber in Madras heran. In England bildete er hernach seine Gaben noch weiter aus, so jedoch, daß er nach Indien zurückgekehrt alsbald ebensogut in Tamil als in Englisch predigen konnte. Zuerst wurde er im Jahre 1843 in Suwiseschapuram, dessen schöne Kirche er erbaute (S. 70), der Nachfolger

des Württembergers Jakob Müller, dann übernahm er in Palamkotta die Leitung des Seminars, bis er — eine stetig wachsende Kraft — endlich der Senior der Mission wurde, der an allen Orten nachzusehen und nachzuhelfen hatte. — Einen andern Weg wurde der ungefähr gleich alte Caldwell geführt. Im Jahre 1838 als Missionar der Londoner Gesellschaft in Madras gelandet, wurde er bald durch die Frage bewegt, wo doch die wahre Kirche zu suchen sei, und kam nicht darüber zur Ruhe, bis er sich 1842 vom anglikanischen Bischof von neuem ordiniren ließ und in den Dienst der Ausbreitungsgesellschaft übertrat, die seit 1829 neben der kirchlichen Mission Tinneweli bearbeitet. Dorthin wurde er nun geschickt und baute sich in Idejengudi an. Wie Sargent arbeitete auch er eifrig an der Hebung der Schulen und wurde darin kräftig unterstützt durch seine Gattin, die Tochter des sel. Missionars Mault. Als Gelehrter hat er sich einen Namen gemacht durch seine Forschungen in südindischen Alterthümern und Sprachen, aber das ist nur die eine, und zwar die schwächere Seite seines Wirkens, seine Haupttkraft widmete er unermüdlich der Ausbreitung des Evangeliums. Erst 1876 kam ihm ein neuer Gedanke, wie sich etwa den noch immer stolz zurückgezogenen höheren Klassen endlich einmal mit dem Klang der guten Botschaft beikommen ließe. Er begann langsame Rundreisen in Begleitung vier junger Christen, die alle sich aufs Dichten und Singen verstanden; ein ergänzender Chor von sechs bis acht Schulknaben ließ sich überall von christlichen Stationen herbeiziehen. Durch Vorträge über die Geschichte Tinnewelis, Tamil-Literatur u. s. w. lockte er die gebildeten Hindus herbei, und nach Sonnenuntergang wurde unter freiem Himmel noch eine Musikpredigt gehalten, wozu die ganze männliche Bevölkerung zusammenströmte. Da wurden alle den Christen theure Geschichten und Wahrheiten gesungen, bald von einer Stimme, bald vom Chor, und ohne jeden Angriff auf Götzen oder Aberglauben der gute Same ausgestreut. Caldwell konnte sich nur wundern, wie zuvorkommend er überall aufgenommen wurde und bedauerte sehr, daß er nicht schon vor einem Vierteljahrhundert in dieser Weise zu wirken gesucht habe.

Wie sehr neuerdings auch anderwärts ein gewisser Gegensatz zwischen der hochkirchlichen Richtung der Ausbreitungsgesellschaft und der milderen, evangelischen Art der kirchlichen Mission hervorgetreten sein mag, in Tinneweli haben die Missionare beider Gesellschaften bis jetzt in vollster Eintracht neben einander gearbeitet und ohne jeden

andern Wetteifer als den in guten Werken einander gegenseitig durch Austausch ihrer Erfahrungen und durch Fürbitte unterstützt in dem richtigen Gefühl, daß inmitten der Pagoden und Teufelstänze Kirche und Evangelium am besten gefördert werden durch ein herzliches Zusammenwirken in der Predigt des gekreuzigten Heilands und der Gründung der Gläubigen in dem gesunden Geiste des alten Kirchenbuches.

Nicht alle Gemeindemitglieder sind natürlich Christen im vollsten und höchsten Sinn des Worts, denn sehr oft ist's irgend eine leibliche Noth, welche die Leute zuerst zu dem menschenfreundlichen Missionar treibt. Selbst in den Gemeinden, deren Glieder theilweise nun schon in der dritten und vierten Generation Christen sind, geht es mit dem geistlichen Leben mitunter sehr schwach her. Die erste Liebe der Neubekehrten vererbt sich eben nicht von den Eltern auf die Kinder, und andrerseits weichen gewisse althergebrachte Volkssitten und Begriffe erstaunlich schwer wirklich evangelischen Anschauungen. Da und dort regt sich auch innerhalb der Gemeinden immer wieder der alte Kastengeist; eine andere Versuchung sind Heirathen mit Heiden, weil Kinderlosigkeit in Indien noch immer, wie einst im alten Bunde, für einen Fluch, und die Ehelosigkeit einer Tochter für eine nicht zu ertragende Schmach gilt. Diese Vorurtheile haben schon Manchen zu Fall gebracht, der in andern Stücken Proben aufrichtiger Frömmigkeit gegeben hatte.

Neben diesen Schatten fehlt's aber, Gott sei Dank, in den Tinneweli-Gemeinden weder am rechten Salz und Licht, noch am rechten Zuwachs aus der Zahl der Heiden. Der bildende Einfluß des Christenthums zeigt sich schon äußerlich in der Sauberkeit, Arbeitsamkeit und Ordnung der Christen dem Schmutz und der Nachlässigkeit der heidnischen Schanars gegenüber, in der geselligen Stellung des weiblichen Geschlechts, im Glück und in der Veredlung des häuslichen Lebens und auf den fröhlichen, offenen Gesichtern der Schulkinder (S. 73). Ungleich mehr noch will aber die Freigebigkeit der Bekehrten besagen. Die Summen, welche sie für gemeinnützige und religiöse Zwecke zusammenlegen, sind tief beschämend für nur allzuviele europäische Namenchristen. Die Verwendung dieser Liebesgaben wird in einer öffentlichen Versammlung berathen, und so groß ist die allgemeine Theilnahme für solche Werke der Mildthätigkeit, daß um bei einer jener Versammlungen nicht zu fehlen, die Männer aus einem 4 Stunden entfernten Dorfe einst bei heftigem Regen zweimal den Gefahren eines hoch angeschwollenen Stromes trotzten, über

den sie zu schwimmen hatten. Sämmtliche Geldbeiträge der 60,000 Tinneweli-Christen beliefen sich anno 1875 auf 65,000 Mark, eine Summe, deren Werth sich erst recht schätzen läßt, wenn man in Anschlag bringt, daß ein guter Arbeiter wöchentlich wenig über eine Mark verdient, und in ganzen Distrikten kein einziger Christ ist, dessen wöchentliches Einkommen 5 Mark übersteigt.

Christenmädchen in Tinnevelli.

Probezeiten für die Realität des Glaubenslebens der eingeborenen Christen sind es, wenn die Cholera sich wie eine Gewitterwolke von Dorf zu Dorf wälzt und Alte und Junge wegrafft. Dann trommeln und opfern und wehklagen die Heiden, bis am Ende die Todesfurcht auch die Gesunden überwältigt und sogar Eltern ihre kranken Kinder geradezu liegen lassen, um sich irgendwohin zu flüchten. Schon mancher unbefestigte Christ ist in solchen Krankheitszeiten

wieder der alten Dämonenfurcht verfallen und durch den Einfluß heidnischer Verwandten dazu gebracht worden, seinen neuen Glauben zu verleugnen, indem er die erzürnten Geister durch ein Opfer zu beschwichtigen suchte. Das Missionshaus aber wird dann zur Apotheke. Freiwillige werden aufgeboten, die betroffenen Häuser zu besuchen, und für Alle gekocht, die nicht kochen können. Die Missionare und die eingeborenen Prediger gehen umher, beten mit den Kranken und begraben die Todten. Ein kräftiges Gebet und zum Dank ein seelenvoller Blick der Halbbetäubten — das ist alles, was sich von den meisten Kranken- und Sterbebetten sagen läßt.

Ach, welch' schmerzliche Risse gibt's da nicht oft auch in Christenfamilien! Im J. 1863, bei einer der giftigsten Epidemien, von denen Tinneweli je betroffen wurde, wohnte in einem der heimgesuchten Dörfer ein blinder Greis, Israel, der Gottes Haus über Alles liebte. Es war wirklich eine Freude, ihn mit seinen beiden Töchtern zur Andacht kommen zu sehen (S. 75). Diese beiden Mädchen entschliefen an Einem Tage. Wie weinte da der arme Blinde! Aber er verzagte nicht. „Es ist der Herr, Er thue, was Ihm wohlgefällt," war alles, was er sagen konnte. Er hatte noch ein jüngeres Töchterlein, freilich noch nicht alt genug, um ihn zu führen. Aber er meinte, einstweilen finde er schon zur Noth den Weg ins Gotteshaus, und wenn er noch länger hier unten bleibe, so wachse ihm ja seine kleine Deborah bald zu einer Führerin heran für seine übrigen Tage. „Wenn wir nur Alle am Ende zusammenkommen, so hat's mit der Trennung nicht viel auf sich." — Etwas wirklich Großes wars, daß in jenem Schreckensjahr von allen dienstthuenden Christen keiner starb, obschon mehrere erkrankten, und daß auch in den Erziehungsanstalten kein Fall tödtlich auslief, während in dem am schwersten betroffenen Heidendorfe von 125 Erkrankten 112 starben.

Im Ganzen entfaltet sich in der jungen Tinneweli-Kirche doch ein so kräftiges Glaubensleben, daß schon seit einer Reihe von Jahren ernstlich die Frage erwogen werden konnte, wie dieses reichgesegnete Arbeitsfeld am Vortheilhaftesten aus den Händen der Missionare in die Leitung der Eingeborenen zu übergeben wäre? Schon der sel. Thomas schlug die Ernennung eines eingeborenen Bischofs vor, dem zunächst einmal die Leitung der von einheimischen Gemeinden besoldeten Prediger anvertraut würde, und je länger je mehr fand dieser Gedanke in den entscheidenden Kreisen Anklang. Wie sollte aber ein

solcher Bischof sein Amt übernehmen, ohne ein Beispiel vor Augen zu haben, dessen Nachahmung ihm empfohlen werden konnte? Darum schien es angezeigt, vorerst Veteranen der beiden Gesellschaften, welche für die Christianisirung Tinnewelis seit einem halben Jahrhundert das Meiste gethan haben, zu Bischöfen zu ernennen, welche der einheimischen Geistlichkeit vorleuchten und die Tamilchristen in möglichster Bälde einer Selbstständigkeit entgegenzuführen suchen sollen,

Ein blinder Schanar mit seinen Töchtern.

die ihnen fremde Hilfe entbehrlich macht. So wurden denn am 11. März 1877 Sargent und Caldwell in der Kathedrale von Kalkutta feierlich zu diesem Amte geweiht. Der Eine große Hirte und Bischof aber, der sich bisher seiner Herde in Tinneweli so treulich angenommen hat, möge derselben auch künftighin durch seine Geistesausstrahlungen in armen sündigen Menschen die rechten Lehrer zubereiten!

7. Das heutige Missionsnetz.

Wir sind so lange im gesegneten Tinneweli und bei denjenigen Missionsgesellschaften verweilt, welche zuerst ihre Arbeit im Tamillande begannen, daß uns nur Zeit zu einem flüchtigen Blick auf alles Dasjenige bleibt, was auch an andern Orten und durch andere Werkzeuge unter Gottes Segen da gewirkt worden ist. Neben der englisch-kirchlichen Gesellschaft, die auch in Madras selbst und dessen Umgebung durch Predigt und Schulunterricht eine segensreiche Thätigkeit entfaltet, und der Ausbreitungsgesellschaft, die in den Bezirken von Madras, Tandschaur, Tritschinapalli und Madura im J. 1876 in 260 Dörfern ungefähr 8000 Christen zählte, treten besonders die Missionen der Londoner, der Bostoner, der Leipziger Gesellschaft und der schottischen Kirchen hervor.

Die ersten Missionare der Londoner Gesellschaft langten schon im J. 1805 in Madras an, also noch ehe die kirchliche Missionsgesellschaft ihre ersten Boten ins Tamilland sandte und die Ausbreitungsgesellschaft sich nach langem Schlummer zu erneuter Thätigkeit aufraffte. Es waren das für ganz Indien trübe Tage, in welchen die dortige europäische Gesellschaft in ihrer Gottentfremdung den Christennamen selbst in den Augen der Heiden vielfach schändete und sich mit aller Macht gegen das Eindringen des Lichtes stemmte. Die Missionare hatten darum namentlich in der Hauptstadt einen harten Stand und durften erst nach langer Geduldsarbeit einige Früchte sehen, während dem 1806 in den äußersten Südwesten des Tamillandes weiter gezogenen Ringeltaube gleich in den ersten Jahren ein Angeld der reichen Ernte bescheert war, die seither in Travankor gereift ist. Allmählich ging aber auch manches in Madras und einem Umkreis von 12—15 Stunden ausgestreute Samenkorn auf, und heute hat die Londoner Gesellschaft neben einer Centralschule zur Bildung von Schullehrern in der Hauptstadt selbst und andern blühenden Schulen in wohl 100 Dörfern des Bezirks Bekehrte. Im Jahr 1827 wurde von den Londonern auch Selam und drei Jahre darauf Koimbatur besetzt, doch waren es immer nur vereinzelte Arbeiter, die hier durch Gründung von Schulen und Verkündigung des Worts (S. 77) Seelen zu gewinnen suchten, so daß das Werk keine bedeutende Erweiterung erfuhr, wenn sie auch da und dort recht liebliche Erfahrungen machen durften.

Von Ceylon herüber, wo sie bereits unter Tamilern gewirkt hatten, kamen sodann 1845 Bostoner Missionare nach Madura

und besetzten gleich mehrere Stationen. Durch Errichtung von vielen Schulen kamen sie in Berührung mit allerlei Kasten in verschiedenen Distrikten, pflegten diesen Verkehr durch Reiseprediget und Schulbesuch, hatten aber sehr dürre Jahre zu durchleben. Denn nicht nur der hochgetriebene Götzendienst erschwert hier das evangelische Missionswerk, sondern auch die seit 1838 erneuerte und weithin ausgedehnte katholische Mission. Seit das Jahr 1814 die Jesuiten auf den verödeten Schauplatz ihrer erfolgreichen Thätigkeit zurückgerufen hatte und 1822 die Missionsanstalt von Lyon entstanden war, deren Einnahmen schon nach 17 Jahren diejenigen der kirchlichen Missionsge-

Ein Reiseprediger.

sellschaft um 180,000 M. überflügelten, war es natürlich, daß Rom die Missionen im Tamillande, wo bereits so viel erreicht und wieder verloren war, nach Kräften zu verstärken suchte. Ponditscheri ist seitdem ihr Hauptquartier geworden, und französische Priester, theils von der Gesellschaft Jesu, theils von dem auswärtigen Missionsseminar stehen an der Spitze derselben. Sie scheuen keine Mühe, wo es etwas in ihre Scheunen zu sammeln gibt, und keine Kosten, wo sie durch den Bau von Kirchen und Kapellen Neues anzuziehen und Altes zusammenzuhalten hoffen dürfen. Auch ihre Presse ist überaus rührig, und eine 1846 in Ponditscheri gegründete hohe Schule bietet

der Tamil-Jugend „einen vollständigen Unterrichtskurs in demselben Umfang wie die Universität von Frankreich.“

Im Jahr 1842 regte sich's aber endlich doch in einem Winkel des Bezirks von Madura. Eine Anzahl Hausväter entschloß sich, das Heidenthum aufzugeben und evangelischen Unterricht nachzusuchen. Mehrere von ihnen fanden freilich bei näherer Bekanntschaft, daß das Christenthum allzuhohe Forderungen mache und zogen sich zurück. Dafür meldeten sich dann andere, welche auch Spott und Verfolgung um des Evangeliums willen ausstanden, aber erst nach längerer Prüfung die Taufe erhielten. So bildeten sich allmählich gegen 100 Gemeinden von Leuten, die sich zu Christo bekannten, ohne noch getauft zu sein, geleitet von Katechisten, welche größtentheils in einem seit 1842 errichteten Seminar herangezogen wurden. Die neuen Christen zeigten aber wenig geistliches Leben, und da die Missionare nach und nach die Ueberzeugung gewannen, daß der im Stillen genährte Kastengeist die Hauptschuld an dieser Herzenskühle trage, verlangten sie 1847, daß wenigstens alle Katechisten es so weit gebracht haben sollten, mit irgendwelchen Christen essen zu können. Da gab's nun einen harten Zusammenstoß. Lieber als mit früheren Parias zu Tische zu sitzen, verließen viele Katechisten, darunter auch ernste und tüchtige Männer, den Dienst der Mission, und die Jünglinge im Seminar liefen fast alle davon.

Doch nachdem der Sturm vorübergebraust, fühlte man sich in einer reineren Luft. Manche, die den Missionaren den Rücken gekehrt hatten, kehrten bälder oder später zurück; die Heiden welche jetzt heraustraten, wußten viel deutlicher, was sie zu erwarten hatten. Die Erweckung, welche 1860 sich von Nordtinneweli her auch nach Madura verbreitete, riß manche Kastenvorurtheile nieder und schmelzte die Herzen mehr zusammen. Dann kam der amerikanische Bürgerkrieg, der die Einkünfte der Mission bedeutend verringerte; er forderte die neuen Christen zu ganz ungewöhnlichen Opfern auf, bis ein ordentlicher Wetteifer im Geben von Ohrringen, Silbergürteln, Schafen, Kälbern und Hühnern entstand. Damals sagte ein Lehrer: „Wir sind doch recht geldgierige und geizige Leute gewesen und die Gemeinden haben unser Beispiel nur zu gut befolgt. Wie lange hieng unsre rechte Hand verdorrt an unsrer Seite; nun Christi Wort sie neu belebt, strecken wir sie euch entgegen und finden, daß sie geheilt ist.“ Natürlich noch nicht ganz geheilt, doch regt sichs wenigstens in hoffnungsvoller Weise. Jetzt erst fiengen auch manche Christen an, un-

bezahlte Evangelistendienste zu thun und Tagelang in den benachbarten Dörfern herumzupredigen. Seither ist ferner die Sitte eingeführt, daß alle Christen für Missionszwecke den Zehnten abgeben, und von eingebornen Predigern bediente Gemeinden suchen wenigstens die Hälfte des Gehaltes ihrer Pfarrer aufzubringen.

Mit herzlichem Dankgefühl blickte 1877 Miss. Tracy auf die 40 Jahre zurück, die seit seinem Abschied vom Vaterhause verflossen waren. „Diese 40 Jahre haben doch bedeutende Wechsel im Lande bewirkt," schrieb er. „Damals gab es kaum einige eingeborne Christen außer in den Regimentern, die hier stationirt waren, jetzt zählt die Mission ihrer über 8400 in 292 Dörfern. Eingeborne Pastoren existirten noch gar nicht, nun haben wir bereits 17. Damals war der allgemeine Eindruck unter dem Volk, kein Hindu werde je so närrisch sein, Christ zu werden; jetzt herrscht unter allen Einsichtigen die Ahnung, das Christenthum werde noch die Landesreligion werden. Damals vertheilte man Traktate und Bibeltheile umsonst an alle Leselustigen, jetzt werden sie verkauft; damals unterrichtete man in den Schulen umsonst, jetzt nimmt man fast in allen Schulgeld ein; sogar die Mädchen, die man Anfangs geradezu bezahlen mußte, um sie in die Schule zu locken, zahlen gern ihr kleines Schulgeld. Noch bleibt zwar viel zu thun und zu kämpfen übrig, allein der Rückblick auf die Vergangenheit ermuthigt zu großen Hoffnungen für die Zukunft, und wenn auch ich selbst noch vor dem endlichen Sieg die Waffen niederzulegen haben werde, bleibt er doch gewiß."

Kurz nachdem eine Ausdehnung der amerikanischen Mission von Ceylon nach Madura stattgefunden hatte, kam es auch zu einer neuen Unternehmung nach Madras. Während Miss. Winslow 1836 dorthin übersiedelte, um sich hauptsächlich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, machte der ihm nachfolgende Dr. Scudder sich Predigtreisen und Schriftenverbreitung zur Aufgabe. Auch wenn er als Arzt Patienten berieth, war immer Jesus die Hauptsache. Seine Söhne aber gründeten 1853 die Station Arkat, die bei der friedlichen Auflösung der bisherigen Verbindung der holländisch-reformirten Kirche Amerikas mit der großen Bostoner Gesellschaft 1857 an die erstere übergieng. Die kleine Gemeinde von 13 Personen wuchs schnell, weitere Orte wurden besucht, neue Missionare langten an und 1864 arbeiteten 7 Söhne des inzwischen selig entschlafenen Dr. Scudder, worunter 4 studirte Aerzte, auf 7 Stationen. Sie

haben bis 1875 schon 2500 Christen gesammelt und ihr Seminar schickt jährlich neue Lehrer in die Dörfer aus.

Mit dem Auftrag, eine ähnliche englische Schule zu gründen wie die, welche Dr. Duff 1830 mit so großem Erfolg in Kalkutta eröffnet hatte, traf im April 1837 endlich auch ein Sendbote der schottischen Kirche in Madras ein. Es war der wackere John Anderson, der sich bei einem Besuch, den er zuvor in Kalkutta gemacht, ordentlich verliebt hatte in die funkelnden Augen der 600 Jünglinge, die in der dortigen Schule so aufmerksam zuhören, so selbständig denken, so frei reden lernten. Mit unbeschreiblicher Begeisterung warf er sich in seine neue Arbeit. Bald hatte er über 100 Zöglinge, denen er sich sieben Stunden des Tags widmete, mit denen er betete und in der Bibel las. Ob auch manche Missionare dem neuen Plan abhold waren, weil sie meinten, der Predigt des Worts werde durch das Schulehalten Abbruch gethan, Anderson ließ sich nicht irre machen. Er hielt im tiefsten Grunde fest an dem Einen Ziel, das er sich schon am Anfang vorgesteckt hatte, nichts wissen zu wollen als Christum den Gekreuzigten und vertraute der Kraft des Worts, das so reichlich in die empfänglichen Herzen ausgestreut wurde. Bald konnten mehrere Zweiganstalten eröffnet werden, für welche nun schon geeignete Lehrer herangebildet waren.

Besonders am Samstag und Sonntag wurde immer fleißig die Bibel getrieben. An einem solchen Samstag war's, daß der vornehme Wenkataramaia bis ins Mark erschüttert wurde und sein Freund Radschagopal fühlte, daß er auch die Liebe zu einer guten, edeln Mutter opfern müsse, wenn es gelte, Jesum zu gewinnen. Monate lang kämpften und rangen sie sich durch. Einmal fragte Anderson seinen Radscha: bist du bereit, Mutter, Schwester und Alles für Christum zu opfern? und auf sein entschiedenes Ja fuhr er fort: so bin ich auch bereit, für dich meine Schule hinzugeben. Am 20. Juni 1841 taufte Anderson die beiden Jünglinge in Gegenwart von etwa zwanzig Mitschülern, dann aßen sie mit den Missionaren, womit die Kaste abgethan war.

Die innern und äußern Kämpfe, die nun folgten, lassen sich in der Kürze nicht schildern; sechs lange Wochen verstrichen, ehe Anderson und seine Mitarbeiter wagen konnten, ihre Wohnung zu verlassen; die Anstalt sank von 400 plötzlich auf 70 Schüler herab. Aber ein wirksamer Same des Forschens und Suchens war unter die Besten der Jünglinge geworfen; viele, welche alsbald die Schule

verlassen mußten, unterhielten noch einen geheimen Briefwechsel mit den Bekehrten oder den Missionaren. Etliche weitere Taufen machten Krieg gegen die Missionare und ihre Schulen zum Feldgeschrei in Madras, und ungläubige Europäer und Katholiken schürten das Feuer nach Kräften. Hindus und Muhammedaner schlossen ihre Kinder ein, daß sie ihnen nicht weggezaubert und getauft werden; überall wurden die Bibeln und andere englische Bücher aufgesucht und verbrannt. Allmählich hoben die Schulen sich zwar wieder, aber bei jeder neuen Bekehrung brachen ähnliche Stürme los.

Indessen hatte der Zauber des Englischlernens begonnen, den Missionaren auch Mädchen aus den höhern Kasten zuzuführen, und bald ließ sich in einzelnen dieser Seelen ein Werk Gottes erkennen. Ein Fräulein Locher, die 1845 in diese Arbeit eintrat, wurde zwei Jahre darauf Andersons Gattin, wodurch dieser Gelegenheit erhielt, auch auf die Mädchen energischer als bisher einzuwirken. Nicht lange, so baten ihrer fünf um die Taufe, einige gerade um die Zeit, da sie heidnische Männer heirathen sollten. Hier war große Weisheit und Gottes besonderer Beistand nöthig, denn diese Kleinen standen erst im 12ten oder 13ten Jahre. Das Jammergeschrei einer der Mütter zog einen Volkshaufen nach dem Missionshause, gegen dessen Gewaltthätigkeit die Polizei einschreiten mußte. Die Mädchenschule hörte geradezu auf, nachdem acht ihrer Zöglinge sich entschlossen hatten, bei den Andersons zu bleiben. Geschickte Advokaten verfochten alle möglichen Für und Wider, worauf beide Richter den Mädchen die Freiheit zuerkannten, zu gehen, wohin es sie ziehe. Der Eine derselben führte für diese Entscheidung den besondern Grund an, daß die Mutter durch die Erlaubniß, die sie der Tochter gegeben, eine Schule zu besuchen, worin offen auf Bekehrung hingewirkt werde, einen Theil ihrer elterlichen Rechte eingebüßt habe; doch bedauerte er die in diesem Fall nothwendig gewordene Schmälerung der elterlichen Gewalt. Die Fragen, welche sich an diese Vorgänge knüpften, beschäftigten natürlich die Christen der Präsidentschaft in manchfacher Weise. Es schien manchen denn doch ein sehr gewaltsames Verfahren, in dieser Weise die Familienbande zu lösen. Anderson aber war seiner Sache gewiß. Wurde doch erwachsenen Jünglingen, wenn sie in ihren Häusern blieben, auch kein Schatten von Religionsfreiheit gestattet (S. 82); was würden erst bekehrte Mädchen zu erwarten gehabt haben!

Die schwersten Erfahrungen des Missionslebens, Abfälle von Bekehrten, blieben auch Anderson nicht erspart. Doch wuchs die Ge-

meinde und befestigte sich unter seiner väterlichen Leitung mehr und mehr. Am Anfang des Jahrs 1855 zählte sie über 60 Kommunikanten und bei der Prüfung belief sich die Zahl der Schüler auf 2380, darunter 700 Mädchen. Der Gouverneur sprach seine vollkommene Zufriedenheit aus mit dem System des Unterrichts, das hier eingeführt sei und ermahnte die Jugend, dem Beispiel ihrer Lehrer auch im Wandel zu folgen. Aber nun war Andersons Arbeitszeit zu Ende; am 25. März 1855 entschlief er. Eine seltene Energie und eine fast ungestüme Arbeitslust und Arbeitskraft waren in diesem Manne vereint mit einem kindlichen Glauben an seinen Heiland und glühender Liebe zu den Brüdern. Wenn er sich geschont

Erzwungene Kali-Anbetung.

hätte, meinten die Aerzte, hätte er wohl zwanzig Jahre länger leben können. Seine Bedeutung für die Tamil-Mission liegt in der ebenso ausgedehnten als tiefgehenden Weckung des Gewissens in seinen Schülern und der unbegrenzten Hingabe, mit der er sich den Erweckten und Bekehrten widmete, so wie in dem, was er unter Gottes sichtbarem Segen mit seiner großen Liebe und eisernen Beharrlichkeit in ihnen und durch sie erreicht hat. Er starb gerade in der Zeit, da die Regierung mit dem neuen Unterrichtssystem ihre Bestrebungen für das Volkswohl zu vervollständigen trachtete, so daß die Lücke, in welche die Missionen so kräftig eingetreten waren, nun allmählich durch Staatsanstalten ausgefüllt wird, die sich dem Volke neben ihrer sonsti-

gen Tüchtigkeit durch Ausschließung der Bibel empfehlen. Neben den Geldmitteln dieser Staatsanstalten kann natürlich das Schulwesen der Mission die hervorragende Bedeutung nicht behaupten, die ihm durch Anderson gegeben worden war; seine Gattin aber blieb in Madras, um unter der weiblichen Jugend auch fernerhin alle ihre Kräfte dem Werk zu widmen, in dem ihr John sich verzehrt hatte.

Im Jahr 1840 war's, daß auch Miss. Cordes als der erste Sendbote der neu gegründeten deutsch-lutherischen Mission im Tamilland eintraf. Dieselbe war 1836 dem Dresdner Hilfsverein der Basler Mission entwachsen, der sich zu einer streng lutherischen Haltung zusammengeschlossen hatte. Cordes lebte sich in Verbindung mit dem letzten dänischen Pastor in die unerquicklichen Verhältnisse Trankebars ein und wurde nach dessen Abgang als dänischer Pastor von der Behörde angestellt. Als dann 1845 Trankebar an die Engländer verkauft wurde, bat die Gemeinde, sie doch der lutherischen Mission zu übergeben, was durch einen Vertrag des dänischen Missionskollegiums mit dem Dresdener Missionskomite (1847) glücklich bereinigt wurde. Etwa 1600 Christen mit 5 Katecheten, 16 Schullehrern, allen Gründen und Gebäulichkeiten giengen in die Hände der deutschen Missionare über; dazu kam die von der kirchlichen Mission aufgegebene Station Mayaweram, die ihnen mit etwa 80 Seelen überlassen wurde. Ein schöner Boden für eine ausgebreitete Missionsthätigkeit im Kaweri-Delta war damit gewonnen, und er sollte sich noch bedeutend vergrößern. Im Gebiet eines einheimischen Radscha hatte 40 Stunden von Trankebar seit 1836 eine unabhängige indische Mission gewirkt, welche sich endlich an die Amerikaner in Madura anschloß. Diese konnten die Bedürfnisse des entlegenen Zweigs nicht befriedigen und zeigten sich bereit, die Station Pudukotta mit allem Zubehör den Lutheranern zu übertragen. Dankbar nahmen diese die Gabe an (1849). Ein Ländchen von mehr als 200,000 Seelen, darunter etwa 190 evangelische Christen, war damit ihrer Wirksamkeit geöffnet. Der langsame Weg der Einzelbekehrungen, mit welchem andere Missionen den Grund legen, war dieser neu eintretenden erspart: sie konnte gleich mit Organisirung und Fortbildung von Gemeinden ihr Werk beginnen. Andrerseits mußte sie dabei aber dem schon Gewordenen, ja Erstarrten, dem zähen Brauch dieser Christen in einem Grade Rechnung tragen, wie das Missionaren, die erst Gemeinden sammeln, sich nicht leicht aufdringt.

Dieß zeigt sich namentlich in der Behandlung der Kastenfrage, worin die lutherische Mission sich von den andern evangelischen Missionen in Indien unterscheidet. Um der Schwachen willen glaubt sie nämlich noch immer die äußere Kastenform und Sitte tragen zu müssen, während sie freilich ausdrücklich erklärt, den heidnischen Kastengeist, der jede brüderliche Gemeinschaft Verschiedenkastiger ausschließt, zu verwerfen. Eigentlich sollte man gar nicht von Kastenchristen reden, da es solche im Grunde nicht geben kann, denn nach brahmanischem Gesetz verliert ja der Hindu durch die Taufe alle Kastenrechte. So tief aber ist der Kastengeist eingewurzelt, daß auch nach dem Uebertritt in den meisten Tamilmissionen noch mehr oder weniger die Versuchung nahe liegt, das Eingerissene wieder aufzubauen. Um so nöthiger erscheint zur Bekämpfung dieses Uebelstandes das einträchtige Zusammenwirken aller Missionare. Daß die Lutheraner hierin eine Ausnahmsstellung einnehmen und den andern Missionen ihre Arbeit erschweren, indem sie durch die laxe Behandlung der Kastenfrage mißvergnügte Gemeindeglieder verschiedener Gesellschaften an sich ziehen, erregt unter den letzteren natürlich manche Verstimmung.

Sämmtliche Missionen des Tamillandes standen in fröhlichem Gedeihen, als in Folge weit verbreiteter Dürre die entsetzliche Hungersnoth des Jahrs 1877 über Südindien hereinbrach, die sich auf wenigstens 26 Millionen Menschen erstreckte und, so weit sich das jetzt berechnen läßt, wohl drei Millionen wegraffte. Im Kaweri-Delta wurde zwar durch künstliche Bewässerung die sonst unvermeidliche Mißernte abgewendet, aber auch in Distrikten, die Anfangs nur unter hohen Preisen litten, kehrte bis nach Madura, Dindigal und Tinneweli hinab durch die gesteigerte Ausfuhr nach und nach bitterer Mangel ein. Bekannt ist, wie die Regierung es sich da Millionen kosten ließ, sogenannte Nothlager, Hungerküchen, Krankenhäuser und ähnliche Anstalten zu errichten, eine große Zahl neuer Lokomotiven zur Beschleunigung des Eisenbahntransports anzuschaffen, eine Menge von Extra-Beamten zur Leitung der Unterstützungsarbeiten anzustellen und viele Hunderttausende von Tag zu Tag zu füttern, ja sogar Nackte zu kleiden und sonst wo nur möglich zu helfen. Bekannt ist auch, wie auf den spät ergangenen Hilferuf des Gouverneurs von Madras England sich aufmachte, seine Gaben zu senden, und einmal 17 mit Frucht beladene Schiffe zumal auf der Rhede von Madras vor Anker lagen, während am Ufer ein stundenlanger Wall von Reissäcken erstand.

Dennoch hat man in Europa der englischen Regierung vielleicht nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß sie durch rechtzeitige Maßregeln viel Elend hätte verhüten können. Ein entschiedener Mißgriff war auch, daß sie unter so außerordentlichen Umständen dem Grundsatz des Freihandels treu blieb und ruhig zusah, wie herzlose Kornhändler sich auf Kosten des armen Volkes bereicherten, indem sie um 3—400 Mark verkauften, was sie selbst nur 100 gekostet hatte. Warum konnte die Regierung, wenn sie solche Leute auch gewähren ließ, nicht selbst Korn aufkaufen und zu vernünftigen Preisen wiederverkaufen? Die bitterste Wahrheit aber mußten die stolzen Briten sich von dem chinesischen Gesandten in London sagen lassen, indem er andeutete, diese Hungersnoth könne eine Strafe dafür sein, daß sie durch ihre ausgedehnten Mohnpflanzungen seit zwei Menschenaltern China mit ihrem Opium vergiften, sie möchten statt dessen künftig doch lieber Brotfrüchte pflanzen.

Andrerseits aber haben gerade die Segnungen der britischen Regierung die Größe der Hungersnoth vermehrt. Sachkundige Männer haben es mit dürren Worten ausgesprochen: das wahre Unglück, an welchem Indien leide, sei die enorme Zunahme der Bevölkerung unter dem friedlichen Regiment der Engländer, während früher durch Kriege und Tyrannenherrschaft das Land immer dünn bevölkert blieb; jetzt reiche eben der Boden nicht mehr aus, um so Viele auf die Dauer zu ernähren.

Die Hindus selbst aber haben in jener Nothzeit wohl gefühlt, wo sie ihre wahren Freunde zu suchen haben. So wenig Sympathie auch in guten Tagen sich zwischen den englischen Beamten und dem Volke zeigen mag, waren die Hilfesuchenden und Hungernden doch nicht ruhig, bis sie sich wenigstens in der Nähe eines weißen Beamten befanden, weil sie wußten, daß diese den Ungerechtigkeiten der eingebornen Angestellten nach Kräften zu steuern suchen. Hunderttausende verhungernder Geschöpfe strömten namentlich der Hauptstadt Madras zu, wo den in den Straßen herumwankenden Jammergestalten nach Kräften Unterstützung gereicht wurde. Und jetzt, nach überstandener Noth, ist in weiteren Kreisen Südindiens eine bisher beispiellose Hinneigung zu der Religion Derer erwacht, welche die Hungrigen so liebend speisten.

Als in Tinneweli die Missionare in jedem Distrikt regelmäßige Unterstützungen organisirten, um die Gaben, die sie von christlichen Freunden erhalten hatten, ohne Unterschied an alle Hungrigen aus-

zutheilen, zeigten viele Heiden zuerst gar wenig Dankbarkeit. Man forschte nach und da fand sich's, daß sie der Ansicht waren, es sei Regierungsgeld, das sie früher oder später doch wieder zurückbezahlen müßten, man werde es eben zu den andern Steuern schlagen. Nun erklärte man ihnen, wie einfältig die Christen ihre Gaben geben: dieselben sollen jedem zeigen, daß Gott es gut mit ihm meine; Gott sei zu danken und nicht den Menschen; komme dann einmal das Hungern an England, so sollen sie suchen, aus ihrem Ueberfluß auch dahin zu steuern. Da meinten dann Viele, die Regierung hätte ihnen schon lange die Augen öffnen und die christliche Religion anpreisen sollen. Man konnte kaum Lehrer und Katechisten genug auftreiben für alle Leute, die nun christlichen Unterricht wünschten. Ein Dorf ums andere warf seine Götzen weg und meldete sich zur Aufnahme in die Kirche Christi, so daß in 8 Monaten allein 18,000 Taufbewerber heraustraten. Eine ähnliche Bewegung findet auch anderwärts statt. In mehreren Dörfern des Bezirks von Madura verlangen viele Familien schneller nach Unterricht, als Lehrer für sie zu finden sind; in Arkat haben sich gegen 900 Familien in 66 Dörfern, etwa 6000 Seelen betragend, in Folge der Hungersnoth an die Missionare angeschlossen und den Götzen den Abschied gegeben. Und zwar sind darunter nicht blos die niederen Kasten, sondern auch angesehene Familien vertreten.

Daß Bitte um christlichen Unterricht noch lange keine Bekehrung ist, versteht sich von selbst, aber sehr oft ist eine solche Bitte der erste Schritt dazu, und darum lassen wir uns unsere Freude nicht trüben durch die hämischen Bemerkungen mancher Zeitungen über die wunderbare und doch unleugbare Thatsache, daß über 20,000 Hindus fast zumal ihren Götzen den Abschied gegeben haben. Hüten wir uns indeß auch, diese Zahlen zu überschätzen. Es ist ja bekannt, daß ein Hindu leichter einen Schritt thut, den er in Gesellschaft vieler andern thun kann. Das Kreuz wird erstaunlich viel leichter, wenn Hunderte zusammenstehen, und sind es einmal Hunderte, so werden daraus leicht Tausende. Sie aber im biblischen Sinne zu Christen zu machen, ist bloßer Unterricht nicht genug, sondern der Geist Gottes muß Christus als ihren Heiland und König in ihren Herzen verklären. Möge diese letzte Gnadenabsicht an recht Vielen erreicht werden!

II. Das Teluguland.

Nördlich und auf einer kleinen Strecke auch westlich vom Tamilland beginnt das Gebiet der Telugus oder Telingas; auf 14 Millionen schätzt man ihre Zahl, während 16 Millionen Drawiden Tamil sprechen mögen. Der Küste entlang zieht sich sein flaches, hafenloses Gestade gegen 300 Stunden hin. Im Süden, wo menschlicher Fleiß für künstliche Bewässerung gesorgt hat, erfreut an vielen Stellen desselben ein lichtgrüner Teppich von Reisfeldern das Auge. In den nördlicheren Uferstrecken herrscht fahle Sandfläche vor, die neben kärglichen Ernten viel Kochsalz liefert, zu dessen Gewinnung die unerträgliche Sonnenglut helfen muß. Von Süd nach Nord folgen sich hier die Distriktshauptstädte Nellur, Gantur, Masulipatnam, Radschamandry und Wisagapatnam. In gleicher Reihenfolge münden die Flüsse Pennar, Krischna und Godawari. Folgen wir diesen drei Wasserstraßen etwas landeinwärts, so begrüßt uns in der fruchtbaren, den Ostghats vorgelagerten Hügelzone eine ganz andere, üppige Natur, wo sich aber im Schoß der Urwälder auf weiten Strecken tödtliche Fieber gegen die umgestaltende Bodenkultur verschanzt halten. Jenseits der steilen Stufen der Ostghats ist Trockenheit das vorherrschende Gepräge des Hochlandes. Hier erstreckt sich die Telugusprache über den größten Theil des Nisamreiches, die südlich angrenzenden britischen Distrikte Karnul und Kadapa und noch weiter südwärts über den östlichen Theil des Kollektorats von Bellary und des Fürstenthums Maisur; sie gilt für die wohllautendste der drawidischen Sprachen.

Die Telugus haben wohl viele Uebersetzungen aus dem Sanskrit, aber von ferne keine so reiche einheimische Literatur wie die Tamiler; auch das Land an sich trägt nicht wie viele andere Theile Indiens die Spuren alter Kulturstaaten. Obgleich die Kasten arischen Ursprungs verhältnißmäßig schwach vertreten sind, hat indeß das Teluguland im Ganzen doch das Gepräge des Brahmanismus bekommen. Einem oberflächlichen Beobachter mögen seine Bewohner ganz anständige und einnehmende Leute scheinen; ein genauerer Kenner blickt aber auch unter ihnen wie im übrigen Indien in Abgründe sittlichen Verderbens, die ihm das Herz auf's Tiefste bewegen. — Als Auswürflinge, deren Hütten nach Hindugesetz eine Stunde Wegs von allen anderen Menschenwohnungen entfernt sein sollten, werden die Malas betrachtet, von denen, ehe die Mission sich ihrer annahm,

nur da und dort etwa ein Pudschari (Dämonenpriester) ein wenig lesen lernte. — Unterschiedliche Bergvölklein mit eigenen Dialekten wohnen in den Waldbezirken, wie z. B. am Godawaristrom die Kois. Etliche Morgen Landes, die sie um ihre mit Schlingpflanzen umrankten Hütten her klären und mit Korn und Baumwolle bepflanzen, liefern ihnen Nahrung und Kleidung. Dazu kommt noch die Milch ihres Viehs und als Luxusartikel einige Tabakspflanzen und die Blüten des Ippabaumes, aus denen sie Branntwein bereiten. Mehr begehren sie nicht, wenn nur in der kalten Jahreszeit ihnen nicht Tiger und Panther auflauern. Dann steht nämlich das Korn, eine Art Maishirse, wohl 9' hoch, und das Wild kann sich leicht bis an die Hausthüren schleichen, um etwa ein Kalb oder ein Kind zu erhaschen. (Die einer Photographie entnommene Abbildung S. 89 zeigt uns im Vordergrund Frauen, im Hintergrund Männer dieses Stammes.)

Obgleich einer der begabtesten Stämme Indiens und schon seit drei Menschenaltern wenigstens theilweise unter englischer Herrschaft sind die Telugus lange von der Mission fast unbeachtet geblieben. Als die Ersten von Allen stellten sich 1805 zwei Londoner Missionare im heißen, sumpfigen Wisagapatnam ein. Beide starben nach wenigen Jahren. Ihnen folgte 1809—1828 Missionar Gordon, der Uebersetzer des Neuen Testaments in Telugu, und diesem hinwiederum sein fast ein halbes Jahrhundert da ausharrender Sohn. Beide scheinen aber über ihren literarischen Arbeiten und der Gründung von Schulen die Predigt des Worts und einen möglichst nahen Verkehr mit dem Volk etwas hintangesetzt, vielleicht auch den im nahen Uferdorf Waltär stationirten Europäern zu viel Zeit gewidmet zu haben, denn 30 Jahre verstrichen seit der Eröffnung der Mission, bis auch nur ein einziger Bekehrter gewonnen wurde. Im Jahre 1844 wurde dann auch die 24 Stunden nördlichere Küstenstadt Tschikakol besetzt, und 1852 das etwa halbwegs zwischen beiden gelegene Widschajanagaram, die Residenz eines wohlmeinenden einheimischen Radschas. An allen drei Orten sind bis jetzt nur kleine Gemeinden gesammelt.

Wie im Nordosten Londoner, waren im Südwesten des Telugulandes Sendboten der Ausbreitungsgesellschaft die Ersten auf dem Plan, indem sie 1817 in Kadapa zwei Schulen eröffneten. Ihnen folgten 1822 Londoner Missionare, die in ihren fünf ersten Arbeitsjahren gar liebliche Früchte des weithin ausgestreuten Samens

Koiš.

sehen durften. Später trat eine Erlahmung ein, dann aber auch wieder ein neuer Aufschwung, so daß sich jetzt ein schöner Kranz von Nebenstationen beider Gesellschaften um die Hauptstation Kadapa her zieht. Ein früchtereicher Zweig dieses Werks ist seit 1855 die 33 Stunden nördlichere Londoner Station Nandial im Karnul-Distrikt,

wo besonders unter den verachteten Malas das Wort freudigen Anklang findet. Oft wurden in diesem ganzen Bezirk auf den Außenstationen, deren Dorfkirchlein der Schwierigkeit des Landkaufs wegen

Predigt unter Bäumen.

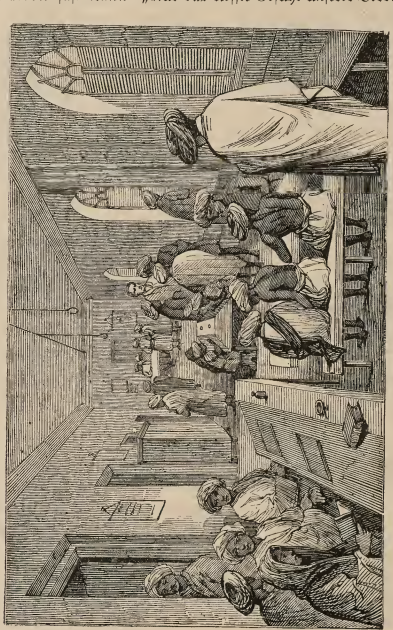
noch nicht fertig waren, die Taufgottesdienste beim Mondschein unter dem freien Himmelsdom gehalten (s. Abb.) und dem Missionar war dabei feierlicher zu Muth, als in irgend einem von Menschenhand aufgeführten Bau.

Inzwischen hatten sich 1836 im Godawari-Delta zwei arme, von keiner Gesellschaft ausgesandte englische Baptisten niedergelassen, die in den ersten zehn Jahren nur eine einzige Seele gewannen, in der Folge aber reichlicher ernten durften, unterstützt von tüchtigen Telugu-Gehilfen, die aus ihrer Mitte erwuchsen. Amerikanische Baptisten begannen 1840 eine gesegnete Wirksamkeit in Nellur, wo schon etliche Jahre zuvor schottische Missionare eine Schule eröffnet hatten. Noch immer gieng aber in einer großen Anzahl bedeutender Städte eine Generation um die andre dahin, ohne ein Wort des Lebens zu vernehmen, als 1841 auch die englische kirchliche Gesellschaft zwei Sendboten in's Telugu-land abordnete. Nachdem diese ein wenig Umschau gehalten, wählten sie zu ihrem Arbeitsfeld die auf früherem Meeresgrund stehende und noch immer zeitweisen Ueberschwemmungen ausgesetzte „Fischstadt" Masulipatnam an einem der Mündungsarme der Krischna.

Hier eröffnete im November 1843 der unvergeßliche Robert Noble mit seinem halbindischen Mitarbeiter Sharkey eine wissenschaftliche Bildungsanstalt für Jünglinge der höhern Kasten, die schnell großen Anklang fand, obschon die erste Stunde immer dem Lesen der h. Schrift gewidmet war und Noble seinen Schülern wiederholt unumwunden erklärte, daß es ihm bei seinem Unterricht vor Allem darum zu thun sei, sie mit seinem Glauben, als dem einzigen Weg, der zum Leben führe, bekannt zu machen. Während der sprachkundigere Sharkey neben seiner Schularbeit bald auch der Masse der Heiden predigend das Evangelium nahe brachte, beschränkte sich Noble seinerseits mehr auf Privatverkehr mit den Eingebornen. Wenn er, von der Vormittagsschule heimgekehrt, sein zweites Frühstück eingenommen und mit seinen Dienern den Hausgottesdienst gehalten hatte, war er, bis die Nachmittagsschule begann, immer bereit, Besuche zu empfangen, und nach der heißen, achtstündigen Tagesarbeit sprach er oft eine Stunde bei den Eltern oder Freunden eines seiner Schüler ein. Erfrischung durch Umgang mit englischen Freunden suchte er nicht, desto mehr Erquickung aber fand er in seiner Bibel. Es stand nicht sehr lange an, so betrachteten Viele den ehelosen, immer fröhlichen Mann als einen Heiligen, der sich ganz in die Betrachtung der Gottheit versenkt habe: Büßerkraft sei's, was ihn vor allen andern Europäern auszeichne. Manche faßten ein solches Vertrauen zu ihm, daß sie ihn auch in Familienangelegenheiten zu Rathe zogen.

Mit aller Macht entbrannte aber der Kampf des Lichts mit der

Finsterniß, als zuerst ein Sudra und dann der Reihe nach auch etliche Brahmanenjünglinge die Taufe begehrten. Von 92 auf 4 sank deßhalb im Jahre 1855 die Zahl der Schüler herab, und der herzzerreißende Jammer der betagten Eltern eines seiner geistlichen Söhne machte Noble fast krank. „Nur das tiefste Gefühl unserer Verdammniß



Miss. Nobles Schule in Masulipatnam.

im Zustande der Entfremdung von Gott und der unendlich höheren Rechte, die Er an unsern Gehorsam hat als Vater und Mutter, da Er uns durch den Kreuzestod seines Sohnes seine Liebe bewies, kann uns so peinliche Auftritte ertragen helfen" schrieb er damals. Trotz dieser Bekehrungen zählte indeß im Jahre 1857 Nobles Schule 200 Zöglinge,

und wieder zwei Jahre später erklärte der Gouverneur von Madras: „Wohin ich immer kam, besuchte ich die Schulen, um mich von ihrem Stande zu überzeugen; die höchste Befriedigung aber gewährte mir die Anstalt in Masulipatnam. Ich befand mich noch keinen Tag am Lande, als ich schon den großen Gewinn zu fühlen begann, den es derselben durch die Heranbildung einsichtsvoller und zuverlässiger eingeborner Beamten verdankt. Masulipatnam verspricht für diesen Bezirk mehr zu werden, als Oxford und Cambridge für Großbritannien sind."

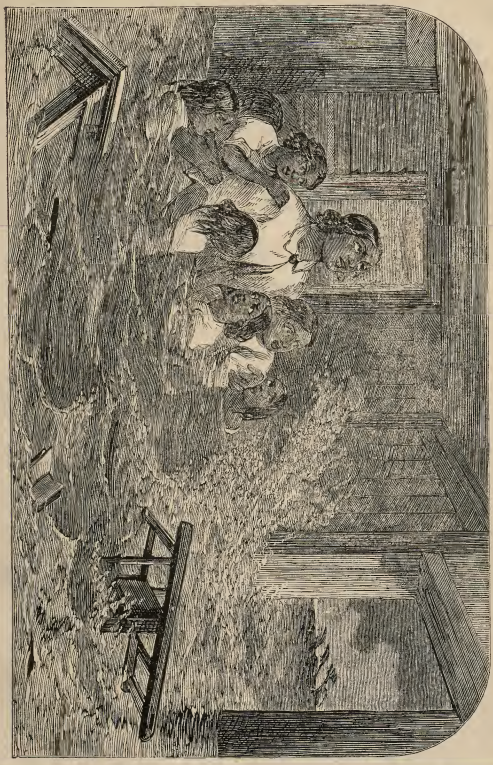
Dreiundzwanzig Jahre waren verflossen, seit Noble in Indien landete, als im Nov. 1864 eine den Bewohnern von Masulipatnam unvergeßliche Schreckensnacht hereinbrach. Schon Abends drohte ein heftiger Regensturm die Dächer einzureißen, und Alle suchten ihre Habseligkeiten möglichst vor Schaden zu bewahren, Fenster und Thüren zu riegeln u. s. w. Bald aber erhob sich ein Wirbelwind, und während zwischen 10 und 11 Uhr Nachts der aus Ost und Nordost heulende Orkan, das Rauschen des Regens und das betäubende Getöse einstürzender Balken und Thüren die einzelnen Töne nicht mehr unterscheiden ließ, machte das rasch steigende Wasser es klar, daß auch die See herangewogt kam. Nach 11 Uhr, als in Nobles Wohnung schon Stühle und andere Gegenstände zu schwimmen begannen, zog sich dieser mit den um ihn Versammelten ins geschützteste Zimmer zurück. Da betete er noch mit ihnen, dann reichten sie einander die Hand zum Abschied, denn Keiner glaubte den andern Morgen zu überleben. Auf Tischen und Betten harrten sie der Dinge, die da kommen sollten; bald nach 12 Uhr aber fieng die See an zurückzutreten, und die Bewohner des Hauses waren gerettet. Als der Morgen tagte, fand man die Zimmer mit Binsen und Schlamm angefüllt, die Fußböden unterhöhlt, die Thüren zerschmettert, das Hausgeräthe größtentheils zerbrochen und haufenweise aufgethürmt, die werthvolle Bibliothek dahin.

Aber eine wie viel größere Zerstörung rings umher! Ueber eine mehr als 25 Stunden lange Strecke des Flachlandes war die Verwüstung hereingebrochen und eine Trauerkunde schlug die andere. Mindestens 35,000 Menschen kamen in Einer Stunde ums Leben, in der Stadt allein wohl 15,000. Diejenigen, welche den Verlust von drei oder zwei Kindern beweinten, erfuhren von Häusern, in denen bis zu 30 Familiengliedern weggeschwemmt worden waren. In der von Frau Scharkey eröffneten Mädchenanstalt allein waren 33 Schülerinnen ertrunken.

O, wie süß war es da, zu wissen, daß wenigstens ein kleines Häuflein der Dahingerafften in Jesu Armen geborgen war! Eines von Frau Sharkeys geretteten 25 Mädchen berichtete: „Nach dem Abendgebet giengen wir in unser Zimmer. Es war dunkel und der Sturm dauerte noch fort. Der Regen drang durch das Dach und löschte unsere Lampen aus. Da wir in diesem Zimmer nicht bleiben konnten, giengen wir ins nächste und knieten zum Gebet nieder; aber auch über diesem waren die Ziegel fortgeweht. Durchnäßt und zitternd saßen wir da und der kalte Wind blies um uns her. Plötzlich brauste das Meer in großen Wellen daher. Alle Thüren und Fenster sprangen auf und wurden fortgeschwemmt; 33 von unseren lieben Mitschülerinnen hörten wir noch beten, während sie weggespült wurden. Wir waren Alle sehr erschrocken und schrien um Hilfe zu Gott, unserem Heiland (S. 95). Als der Morgen kam, sahen wir umher. Die Küche, das Schlaf- und das Schulzimmer waren eingefallen und die Leichen unserer Mitschülerinnen lagen um uns her."

Natürlich nahm die Sorge für die am härtesten betroffenen Gemeindeglieder und die Ausbesserung der beschädigten Gebäude in den nächsten Wochen die ganze Zeit und Kraft der Missionare in Anspruch. Der Aufenthalt in Masulipatnam war jetzt so ungesund geworden, daß kaum irgend ein Haus frei blieb von ruhrartigen Krankheiten. Auch Noble lag einige Wochen schwer darnieder, doch erholte er sich wieder auf einen gewissen Grad, ehe ihn im Oktober 1865 seine letzte Krankheit befiel, in der er den Arzt gleich mit den Worten empfieng: „Meine Arbeit ist zu Ende, ich darf heim." Am 17. Okt. entschlief er. Als er Tags darauf beerdigt wurde, begleiteten alle in Masulipatnam anwesenden Europäer und Tausende von Eingeborenen seine Leiche. Auch die, welche ihn als den Verführer ihrer Kinder haßten, mußten gestehen, er habe nicht sich selbst, sondern Gott und seinen Mitmenschen gelebt.

Noble war bei der Gründung seiner Schule von der Ansicht ausgegangen, daß es von heidnischen Eltern zu viel verlangt wäre, sich für ihre Kinder ganz über den Kastenunterschied hinwegzusetzen, da ja selbst im christlichen England ein Unterschied der Stände bestehe. Zudem glaubte er den Dünkel und die Selbstüberhebung mit in die Wagschale legen zu müssen, die bei den unteren Kasten so leicht erwachen, wenn sie sich plötzlich auf Eine Linie mit den höheren gestellt sehen. Ihm schien, daß wenn er Pareiaknaben ohne Nachtheil für diese selbst am gleichen Tische mit den Brahmanen



Strumpfwirkerei in Masulipatnam.

sitzen lassen wollte, er auch die Kinder der von jenen tief verachteten Lederarbeiter, Mattenflechter und Auskehrer aufnehmen müßte; dann aber würde seine Schule etwas ganz anderes als die eigentlich beab-

sichtigte höhere Bildungsanstalt. Das mit Noble so innig verbundene Hilfskomite der kirchlichen Missionsgesellschaft in Madras theilte diesen Standpunkt nicht, sondern wünschte jede Missionsschule allen Kasten gleichermaßen geöffnet zu sehen, wollte Noble aus persönlicher Hochachtung aber keine abweichende Ansicht aufdringen. Da traf sich's nun lieblich, daß obgleich bei der Wahl der Träger des Sargs nur deren gleichmäßige Größe berücksichtigt wurde, dieselben einst fast ebenso vielen Kasten und Glaubensbekenntnissen angehört hatten. Ein Engländer und ein einstiger Muhammedaner hielten das untere Ende, ein Pareien und ein Sudra die Mitte, ein Brahmane und ein Velama das obere Ende desselben. Von Taufbewerbern natürlich hatte Noble das Brechen der Kaste verlangt, wie denn auch seine bekehrten Brahmanen mit den geringsten Gliedern der Gemeinde brüderliche Gemeinschaft hielten.

Die Madrasregierung verdankte Nobles Schule mehrere Hunderte von Beamten, die, obwohl sie nicht Christen wurden, sich doch durch einen hohen sittlichen Ton und besonders durch Wahrhaftigkeit auszeichnen (S. 97), gewiß etwas Großes unter einem Volk, dem Lüge Speise und Trank zu sein scheint. Auch unter seinem Nachfolger Sharp thut diese Anstalt viel zur Hinwegräumung heidnischer Vorurtheile und Läuterung der sittlichen Begriffe in weiten Kreisen; zu einem ehrlichen ganzen Durchbruch aus den Fesseln des Hinduismus zur Freiheit von Gotteskindern hat es im Ganzen aber doch nur bei sehr Wenigen gereicht. Daneben hat europäischer Unglaube auch ins Telugu-land schon seinen Weg gefunden, und junge Leute, die in Regierungsschulen eine rein weltliche englische Bildung erhielten, wissen recht gut europäische Zweifler und Spötter zu citiren, um sich über die göttliche Thorheit der h. Schrift lustig zu machen.

Indessen hat die kirchliche Mission von Masulipatnam aus auch in andere Distrikte bis an die Grenze des Nizamreiches hinüber ihre Sprößlinge getrieben. Zwei weithin scheinende Lichter sind die beiden Stationen Ellur (seit 1854) und Bezwara (seit 1858) geworden, die erstere 18 Stunden nördlich von Masulipatnam gelegen, die letztere 30 Stunden von der Mündung der Krischna entfernt an einer Stelle, wo von Norden und Süden, Osten und Westen Tausende von Pilgern zu dessen heiligen Fluten zusammenströmen. Die Einladung einiger frommer englischer Ingenieure, denen die Korrektion des Godawaribetts übertragen war, hat ferner auch zu einem hoffnungsvollen Missionsanfang unter den Kois geführt, unter denen jedoch

des Fieberklimas wegen noch keine bleibende Niederlassung möglich gewesen ist.

Aber auch andere als die seither genannten Gesellschaften sind jetzt im Teluguland thätig. Ursprünglich zu Mitarbeitern des nach Hilfe rufenden Rhenius für Tinneweli bestimmt, ließen amerikanische Lutheraner sich 1842 in Gantur (unweit Bezwara) nieder und begannen von da aus eine sehr gesegnete Wirksamkeit nach allen

Indischer Regierungsschreiber.

Seiten hin; 1846 wurde von ihnen auch Radschamandry und 1849 das 30 Stunden westlich von Gantur gelegene Palnad besetzt, wo durch andere hin und wieder besuchende Missionare schon ein solches Suchen und Sehnen geweckt war, daß noch im gleichen Jahr 39 und das Jahr darauf 125 Personen aus sieben Ortschaften getauft werden konnten. Das folgende Jahrzehnt war verhältnißmäßig ärmer an Früchten, eine um so reichere Ernte aber brachten

die Jahre 1861—71 ein, und auch jetzt hat das Werk einen schönen Fortgang. Im südlichsten Theil des Nellurdistrikts endlich werfen seit 1866 Hermannsburger Missionare ihre Netze aus. Eilf Brüder haben da bereits um Naidupetta her 9 Stationen besetzt und über 650 Bekehrte gewonnen, während auch die nördlich von ihnen arbeitenden amerikanischen Baptisten, deren Hauptstation nun Ongol geworden ist, immer reichere Früchte ihrer Arbeit sehen dürfen. Zwanzig Jahre lang (von 1841—61) dauerte die Saatzeit, in welcher dieselben aufs Glauben und Hoffen angewiesen waren, bis es plötzlich rings um sie her zu grünen und zu sprossen begann und sie in dem Einen Jahrzehnt von 1861 auf 1871 über 6000 Seelen in christliche Gemeinden sammeln durften.

Auf mancherlei Wegen wußte Gott Alte und Junge zu finden. Da sah z. B. ein angehender Missionsschüler unterwegs die halbe Einwohnerschaft eines Dorfes versammelt, um zuzuschauen, wie etliche Männer sich vergeblich bemühten, einen in einer Regennacht in den angeschwollenen Strom gefallenen Götzen wieder herauszuziehen (s. S. 99). Er wunderte sich, wie viel stärker doch er selbst sei, als dieser hilflose Gott, indem er, seine wenigen Kleider auf dem Kopf, lustig ans andre Ufer hinüberschwamm. Das machte ihn aufmerksam auf Alles, was er in der Schule von dem Einen, großen, unsichtbaren Gott hört, der Himmel und Erde gemacht hat, und dessen in Jesu geoffenbarte Liebe schmolz sein Herz. Er riß seinen Rosenkranz vom Hals und erklärte sich für einen Christen. Seine Pflegemutter hörte es und kam zornig in die Schule, um den Knaben fortzunehmen, allein die Freundlichkeit des Missionars besänftigte sie. Sie blieb, um noch mehr zu hören, und nach und nach wurden die blinden Augen helle. Sie fand in Christo alles das, was sie umsonst bei den Götzen gesucht hatte, die Last der Sünden wurde ihr abgenommen, Vergebung und Friede geschenkt und etliche Monate darauf bekannte sie sich mit ihrem Pflegesohn in der Taufe öffentlich zu Christo.

Während das Evangelium unter den Hohen und Weisen nur langsam Eingang findet, ist unter den Armen, den Geringen, den Gedrückten ein Zug zum Christenthum erwacht, der ein Häuflein ums andre den schon bestehenden Gemeinden zuführt. Gerade diese Lebensregung hat aber ein neues Aufflammen des Götzendienstes und der Verfolgungssucht unter den höheren Kasten geweckt, die es nicht ertragen können, ihre so lange in den Staub getretenen Sklaven sich

geistig ermannen zu sehen. Daß sie die Malas, wenn diese sich der Missionsgemeinde angeschlossen haben, nicht mehr betrügen und mißbrauchen können wie vorher, macht sie bitterböse auf die Missionare. Englische, deutsche und amerikanische Sendboten machten hierin ganz dieselben Erfahrungen und zählten 20000 Christen schon ehe die furchtbare Hungersnoth des Jahres 1877 auch über das Telugu-land hereinbrach und dem Einfluß des Evangeliums neue Schaaren zuführte.

„Die Hungersnoth hat die Leute nicht nur leiblich, sondern auch innerlich getroffen und gebeugt," schreibt Missionar Spencer

Ein in den Fluß gefallener Götze.

aus Kadapa. „Sie sind sanft und demüthig im Vergleich mit früher geworden, und das ist an und für sich schon eine gewisse Vorbereitung für das Christenthum. Viele haben das Vertrauen auf sich selbst und auf ihre Götter verloren, sie sind wie Schafe ohne Hirten. Ihr Gefühl ist das: wohin sollen wir uns wenden? wem sollen wir unser Vertrauen schenken? Sie wissen, daß die Regierungsbeamten und Privatpersonen, die sich ihrer angenommen, ja für sie gearbeitet und gelitten haben, Christen sind, und daß ihre eigenen Religionsgenossen, auch eine heidnische Regierung nie so viel für sie gethan hätten. Sie vergleichen das Verhalten der Christen mit dem ihrer eigenen Volksgenossen, namentlich Derer, die noch nie unter christ-

lichem Einfluß gewesen, und bekommen den Eindruck, daß Gott und die Wahrheit auf unsrer Seite sind. Ich selbst habe in einem Winkel des Kadapa-Distrikts aus Privatbeiträgen, aus den Mitteln der Ausbreitungsgesellschaft und dem Londoner Hungerfond Gaben an die Nothleidenden vertheilt. Alle diese Gelder habe ich mit so strenger Unparteilichkeit bloß an die Bedürftigsten aller Klassen verabreicht, daß ich mir den Unwillen vieler Christen in den mir anvertrauten Gemeinden zugezogen habe. Die Art, wie ich dabei verfuhr, durch Krankheit und ein reizbares Temperament beeinflußt, sowie meine Versuche, Betrügereien unter getauften und ungetauften Anhängern der Mission in Bezug auf die von der Regierung gereichten Unterstützungen nicht aufkommen zu lassen, machten mich vollends unbeliebt bei den Leuten. Ueberdieß gestehe ich mit Scham, daß ich mich nicht entschließen konnte, während der Vertheilung von Gaben zugleich direkt zu missioniren. Und doch haben kleine Häuflein aus 18 verschiedenen Dörfern um christlichen Unterricht gebeten. Sie gehören der gleichen Volksklasse an, aus der unsere ersten Christen sich rekrutirt haben. Einige dieser Leute wohnen an Orten, die ich nie besucht habe und an welche auch meine eingeborenen Gehilfen nur selten gekommen sind. Wäre an meiner Stelle ein Missionar dagewesen, der auch nur einen kleinen Theil von Bischof Caldwells Weisheit, Eifer und Geduld besessen und nur ein wenig gearbeitet hätte wie dieser, so glaube ich, daß wenigstens zehnmal mehr Leute zu uns übergetreten wären, als jetzt der Fall ist."

Ungleich größere Erfahrungen noch als Missionar Spencer durfte Missionar Clough in Ongol machen, der 1876 innerhalb zwei Monaten 400 Erwachsene getauft hatte, beim Beginn der Unterstützungen, die er 1877 verabreichte, aber sofort erklärte, daß er, so lange diese Unterstützungen dauern, Niemand mehr in die Gemeinde aufnehmen werde. Und siehe da, nach überstandener Nothzeit melden sich nicht weniger als 2500 Personen zur Taufe! So müssen auch heute noch Krieg, Theurung und Krankheit dem siegreich alle Lande durchlaufenden Worte Gottes dienen, damit der König der Herrlichkeit seinen Einzug halten könne.

Anhang: Orissa.

Nördlich vom Telugulande dehnte sich einst das zur Zeit seiner höchsten Blüte vom Hugly bis zur Godawari herabreichenden Hindureich Orissa aus. Heute trägt diesen Namen nur noch eine von den Briten theilweise der Präsidentschaft Madras, zum weitaus größern Theil aber der Präsidentschaft Bengalen einverleibte Küstenlandschaft, die sich aus der Gegend von Berhampur im Süden etwa 120 Stunden lang bis nach Midnapur im Norden hinaufzieht. Der südliche Theil dieser Küste war bis vor Kurzem eine weite, kahle Sandfläche, der nördlichere, in welchem sich die zahlreichen Mündungsarme des „Großflusses" Mahanadi in's Meer ergießen, ist sumpfig und von undurchdringlichem Dickicht bedeckt. Im Wasser lauern hier raubgierige Krokodile, in dem hohen Gras und Schilf am Ufer der vielgewundenen Bäche hausen wilde Schweine, Büffel, Tiger und Leoparden. Hinter diesem Uferſaum dehnt sich ein fruchtbarer, theilweise gut angebauter Landstrich aus, überragt von einem sich im Westen erhebenden in blauen Duft gehüllten Gebirge. Es ist dieß die Fortsetzung der Ostghats mit ihren Vorhügeln, deren dichte Waldungen sich 240 Stunden weit von der Godawari bis zum Ganges erstrecken. Ausläufer derselben reichen im Süden und Norden des heutigen Orissa bis an's Meer.

In Orissa sind es nicht mehr die Laute einer drawidischen Sprache, die an unser Ohr dringen, sondern das dem Sanskrit entsprungene und dem Bengali nahe verwandte Urija. Daß wir uns auf altarischem Boden befinden, merken wir auch bald an der Masse von Brahmanen, die fast die Hälfte der Bevölkerung bilden. War Orissa doch von Alters her eines der heiligsten Länder ganz Indiens, ein einziger großer Wallfahrtsort! Der Brahmanismus freilich zeigt sich gerade hier auch in seiner allerentartetsten Gestalt.

Wem wäre nicht der greuliche Götze Dschagannath bekannt, dessen weltberühmte Pagode sich gleich im Süden Orissa's in der Stadt Puri erhebt? Von diesem Tempel haben sich bis auf die neueste Zeit 640 Diener, 400 Köche, 120 Tanzmädchen und 3000 Priester mit ihren Familien genährt. Eine Million Pilger pflegte früher hier zusammenzuströmen, wenn am Anfang der Regenzeit alljährlich das große Fest gefeiert wurde, bei welchem man den „Weltherrn" auf seinem riesigen Wagen den Pilgerschaaren zeigte. Daß

bei diesem Feste je und je Pilgrime, freiwillig oder durch Unfälle von Rädern des Götzenwagens zermalmt worden sind, daß hier am hohen Feste zeitweilig aller Kastenunterschied aufhörte, daß eigene Tempelboten durch ganz Indien für diese Wallfahrt die Einfältigen anwarben und die Brahmanen dann solche Pilger gehörig auszubeuteln verstanden, ist gleichfalls weltbekannt. Je mehr Pilger, desto höheres Wohlleben in Puri, denn wer den Tempel besuchte, mußte vom Tempelreis leben, welchen die Brahmanenköche etwa achtmal so theuer verkauften, als er sie zu stehen kam, und außer den freiwilligen Opfern wurden durch immer neue Fündlein und Taxen den Pilgern fabelhafte Summen abgeschwindelt. Den Weg der Pilger aber bezeichneten weithin die gebleichten Gebeine der Tausende, die aus der überfüllten Stadt den Todeskeim der Cholera und andrer Seuchen mit sich forttrugen.

An der verödeten Tempelstadt Bhuwaneschwar mit ihren staunenerregenden Bauten vorüber führt sodann der Weg zu der an der Spitze des Mahanadi-Delta's gelegenen volkreichen Stadt Kattak; auch weiter nordwärts bis zu der schön gelegenen Seestadt Balasor und zum ungesunden, sumpfigen Midnapur finden sich überall Spuren alter Heiligthümer.

Die Bevölkerung der Ebene besteht größtentheils aus echten Hindus, die Gebirgsbewohner dagegen sind Reste dravidischer Stämme, welche sich der Einreihung in die Hindukasten erwehrten und in ihren unwegsamen Gebirgen die alte väterliche Sitte retteten. Als ein inselartig abgeschlossenes, selbständiges Geschlecht mit uralten Lehenszuständen sind sie, unberührt vom brahmanischen Götterdienst, nur ihren althergebrachten Ceremonien zur Abwendung böser Geister und ihrer Stammeskaste treu geblieben. Unter ihnen sind besonders die Khonds auf dem Gumsurgebirge, ein sonst gutmüthiges Waldvolk, durch ihre schauerlichen Menschenopfer berüchtigt. Im August 1836 war's, daß die Engländer in Madras erstmals durch die Kunde bestürzt wurden, die Khondstämme im Süden Orissas befruchten alljährlich ihre Aecker mit Menschenfleisch und Blut. Man wollte die grausige Nachricht Anfangs nicht glauben, aber ein hartnäckiger Krieg im fieberischen Waldgebirge belehrte die Regierung bald genug, welch einen tief eingewurzelten Brauch sie hier zu bekämpfen habe. Um die Erdgöttin zu versöhnen und sich eine reichliche Ernte zu sichern, verkauften manche Stämme ihre eigenen Kinder, namentlich Töchter; andre Schlachtopfer kaufte man im Niederlande oder schaffte sie sonst

aus entfernten Gegenden herbei. Am bestimmten Tage strömten aus allen Theilen des Distrikts, in dem das Opfer stattfinden sollte, die Khonds in ihren Festkleidern zusammen und tanzten und belustigten sich, während der Oberpriester das Schlachtopfer an einen starken Pfosten befestigte. Dann nahte sich demselben der wilde Haufen und schnitt ihm Stück um Stück, mit möglichster Schonung des Lebens, das Fleisch vom Leibe. Man zankte sich um das erste Stück, um es noch blutend in dem zu befruchtenden Felde zu begraben.

Die britische Regierung hat es sich saure Mühe kosten lassen, durch besondere Offiziere und deren Spione und Polizeimacht diese Greuel zu verhindern und die dazu bestimmten Schlachtopfer, Meria genannt, zu befreien, sodann diese Merias zu erziehen und mittelst Erbauung von Straßen und Errichtung von Schulen die Bergbewohner aus ihren engen Begriffen herauszunöthigen. Im Jahre 1861 konnte der Sieg als gewonnen betrachtet und die Khond-Agentur aufgehoben werden, nachdem sie im Ganzen 17—1800 Schlachtopfer errettet hatte. Gegen 300 derselben wurden den in Orissa arbeitenden Baptisten-Missionaren übergeben, für die übrigen legte die Regierung mit großen Kosten eigene Meriakolonien an. Solcher gibt es nun drei, sie brachten aber keine entsprechende Frucht, weil die Merias von Khonds wie von Hindus als Auswürflinge gehaßt und gemieden werden und doch nicht zahlreich genug sind, eine eigene Kaste zu bilden, ohne Anschluß an eine größere Gemeinschaft, wie er bei Christen oder Muhammedanern sich hätte bewerkstelligen lassen. Die Regierung that alles Erdenkliche für sie, setzte ihnen auch einen Schulmeister; da ihnen aber alles umsonst gereicht wurde, legten sie keinen Werth auf Unterricht und andere Bildungsmittel und kamen darum eher zurück als vorwärts. — Anders gieng es unter den christlichen Merias. Welche Aufregung in den Anstalten, wenn wieder einmal Gerettete eingeliefert wurden und lang getrennte Freunde oder Geschwister einander wiederfanden! Die älteren führten dann im Triumph die neuen Ankömmlinge in die liebgewordenen Räume, erklärten ihnen das viele Neue und Ungewohnte, das ihnen entgegentrat und halfen ihnen, sich darin einzuleben. Jetzt ist kein Meria mehr in den Schulen, wohl aber wurde noch 1875 die Tochter eines Meria-Paars darein aufgenommen.

Orissa ist bis jetzt nur von Baptisten bearbeitet worden. Serampurbrüder schickten schon 1809 den bekehrten Armenier J.

Peter nach Balasor. Er dehnte seinen Einfluß auf Kattak und andre Städte aus, indem ihn tüchtige Hindu-Gehilfen unterstützten. Kriegerischer Unruhen wegen, welche von den Bergvölkern ausgiengen, verließ Peter 1817 das Land, nachdem im Ganzen 84 Personen die Taufe empfangen hatten. Die Mission blieb verwaist bis 1822 englische Baptisten das Feld betraten, denen 1836 amerikanische Brüder folgten. Nicht nur die Hauptorte Berhampur, Puri, Kattak und Balasor sind nun längst von ihnen besetzt, sondern durch's ganze Land haben sie allmählich eine Stationslinie gezogen, eine Anzahl ausgezeichneter eingeborner Lehrer herangebildet, viele jetzt weithin verbreitete Schriften in der Landessprache gedruckt, da und dort christliche Gemeinden gegründet und ihre Schulen und Waisenhäuser mit den den Opfermessern der Khonds entrissenen Kinder gefüllt, bis die entsetzliche Hungersnoth, welche Orissa 1866 betraf, ihnen neue Schaaren armer, hilfloser Geschöpfe zuführten.

Die Schrecken jener Nothzeit kann keine Feder schildern. Anderthalb Millionen Menschen sind nach amtlichen Schätzungen damals in dem kleinen Orissa dem Hunger erlegen. Im ersten Stadium der Plage sanken die Trunkenbolde wie Stoppeln vor einem daherbrausenden Feuer hin. Dann kam die Reihe an die Armen und an die Mittelklassen, die um Hilfe in die Städte strömten. Da aber auch hier die Mittel sehr beschränkt waren, wankten Tausende nackt und verschmachtend ihrem Bettlergrab entgegen. Allmählich wurden auch die gesünderen höheren Kasten mitbetroffen, von denen ganze Familien in ihren Häusern starben, ehe sie ihre Kaste und ihre Religion gebrochen hätten, die ihnen theurer war als das Leben. Es wurden keine Kühe geschlachtet, eher gab man 9 derselben für eine Rupie, oder eine für eine Hand voll Reis. Juwelen wurden ungewogen gegen Reis ausgetauscht. Im Gefolge des Hungers stellten sich, wie immer, auch Seuchen ein, so daß man in allen Dörfern nur noch die Stimme des Klagens und Trauerns, jeden Weg entlang ein Geschrei bitterer Todesnoth hörte, bis an vielen, vielen Orten endlich Grabesstille folgte. So groß war die Zahl der Leichen auf dem Mahanadifluß, daß den Alligators sogar die schreckliche Speise zum Ekel wurde, mit der seine Fluthen sie überschwemmten; an seinen Ufern lagen die verwesenden Opfer des Hungers in solcher Menge umher, daß sie die Luft verpesteten, Menschen und Thiere ihn mieden und Kapitäne sich weigerten, ihn hinaufzufahren.

Wagenladungen voll elender, kranker, mit Ungeziefer bedeckter,

verhungernder Kinder wurden da den Missionaren aus verschiedenen Theilen des Landes gebracht. Haufen von ihnen waren mit Beulen bedeckt oder litten an allerlei ekelhaften Krankheiten; vielen konnte man ihrer stinkenden Ausdünstung wegen gar nicht nahen ohne Ekel zu empfinden. Es war ein Anblick, der auch das unempfindlichste Herz hätte schmelzen müssen. Trotz aller Anstrengungen, den armen Kranken zur Genesung zu verhelfen, war die Sterblichkeit eine Zeitlang furchtbar und die Missionare sammt ihren Gattinnen fühlten sich fast erdrückt von der auf ihnen liegenden Verantwortlichkeit. Schon ein Jahr darauf aber sahen sie sich von einem strahlenden, fröhlichen Völklein umringt. Ein ungemein lieblicher Anblick war es, als im Oktober 1867 für sämmtliche Waisen ein Fest veranstaltet wurde, bei dem gegen 800 Knaben und Mädchen mit einander das Lied anstimmten, das einer der jungen eingebornen Prediger während der Hungersnoth gedichtet hatte. War diese blühende, dem Hungertod entrissene Jugend nicht gleichsam ein Angeld, daß der Herr über das jüngst nur von Modergerüchen erfüllte Land einen neuen Lebenshauch hinsenden wolle?

Natürlich fehlte es in sämmtlichen Waisenhäusern (s. Abb. S. 106) auch an schmerzlichen Erfahrungen nicht. Manche Kinder wurden von ihren noch lebenden Angehörigen zurückgefordert, etliche wurden heimlich weggelockt oder liefen, der in den Waisenhäusern geübten Zucht müde, selbst davon. Andre aber schieden auch mit Thränen oder weigerten sich standhaft, die neue liebgewordene Heimath wieder zu verlassen und sind zu aufrichtigen Jüngern und Jüngerinnen Christi herangewachsen.

Auch bei der Verkündigung des Worts durften die Missionare die Erfahrung machen, daß die entsetzliche Heimsuchung des Jahres 1866 nicht auf Vernichtung abzielte, sondern auf Sättigung gar mancher Seele mit dem rechten Lebensbrot. Sichtbar hat ferner in den letzten Jahren die Theilnahme an den heidnischen Festen abgenommen, und endlich ist sogar im Januar 1875 in Puri, dieser Hauptburg des grassesten Götzendienstes, wo ein halbes Jahrhundert lang auch nicht Eine Seele für Jesum gewonnen worden war, den Missionaren eine Erstlingsfrucht geschenkt worden in einem jungen Brahmanen, der in allen indischen Schastras vergeblich nach der wahren Religion geforscht hatte, bis er sie endlich in der Predigt von Jesu fand. Im gleichen Jahr rüttelte noch ein anderes Ereigniß an den Grundfesten der Götzenburg Puri. Eben war dort

Herr Dschagannath, an Stricken auf seinen 45′ hohen Wagen hinaufgeschoben worden, und dessen 16 Räder, von Tausenden seiner Verehrer gezogen, bewegten sich schwerfällig durch die lärmende Menge, die wie toll: „Sieg dem Dschagannatha!“ rief, als sich vom innern Thurmgewölbe des Tempels ein schwerer Stein ablöste und auf den verlassenen Sitz des Gottes niederfiel. Vergeblich prahlten die Priester: „Seht ihr nicht die Herrlichkeit des Weltherrn? Der Stein konnte nicht fallen, so lange er dort saß.“ Es fielen andere Steine nach, und bei genauer Besichtigung ergab sich, daß wenn nicht gründlich geholfen wird, das ganze Gebäude einstürzen muß. Seit 700 Jahren

Ihre Betten aufräumende Waisenmädchen.

ist dieser Tempel nie ausgebessert, nie gründlich gereinigt worden, und nun erst wird der ganze Unrath offenbar, den viele Generationen von Fledermäusen im obern Thurm niedergelegt haben. Noch stärker war der Schlag, welcher 1878 den Götzendienst traf, indem der Beschützer des Tempels, der Radscha von Puri, eines grausamen Todtschlags durch Folterung überführt und trotz aller Meineide und Verwendungen der Priester zu lebenslänglicher Verbannung auf die Andamanen verurtheilt wurde. Daß eine Incarnation Wischnus, göttlich verehrt von Hunderttausenden, wie ein gemeiner Verbrecher behandelt wurde, ist den Orissas geradezu unfaßlich, wird ihnen aber einigermaßen die Augen öffnen über das, was sie bisher blind verehrt haben.

Mörderischer noch als die Berggegenden Orissas sind stellenweise die sich westlich daran anschließenden Wildnisse Gondwana's. So heißt nach seinen frühern Beherrschern, den Gonds, das bergreiche Hochland, das sich in Gestalt eines 6000 Quadratmeilen großen Vierecks westlich bis an das Mahrattaland, nördlich bis zur obern Narmadda und südlich bis zum Teluguland erstreckt und den Hauptbestandtheil der britischen Centralprovinzen bildet. Diese Gonds scheinen eines der mächtigsten dravidischen Völker Indiens gewesen zu sein. Sie werden als aufrichtig, treu und verständig gerühmt, daneben aber treten als grelle Schattenseiten die Mißachtung des fremden wie des eignen Lebens, große Trunksucht und rohe Lüderlichkeit hervor. Hindus und Muhammedaner haben begreiflicherweise nichts zur Besserung dieses Zustandes beigetragen. Die hier erobernd eindringenden Radschputen vermischten sich mit den Gonds, und ihre Abkömmlinge sind die Gond-Radschputen, die sich auch südlich von der Godawari im Dekhan ausgebreitet haben. Im 16. Jahrhundert gab es vier Gond-Reiche. Das nördliche umfaßte den größern Theil des Narmada-Thales, die beiden mittleren die südlich davon hinstreichende Satpura-Kette mit der Ebene von Nagpur, das südliche ein großes, wildes Gebiet mit der Hauptstadt Tschanda. Die Mogul-Eroberer unterwarfen sich die beiden mittleren Reiche, deren Fürsten zum Islam übertraten, das südliche wurde tributpflichtig, das nördliche bewahrte sich durch Tapferkeit einigermaßen seine Unabhängigkeit, obwohl es einige seiner besten Theile verloren haben mag; später kamen alle vier an die Mahratten und von diesen theilweise erst in neuester Zeit an die Engländer.

Weite Strecken Gondwanas sind fast unbetreten von Menschen, ausgenommen eine Linie, welche die von Bombay bis Mirzapur oder von Bandelkand bis Masulipatnam das Land durchziehenden Händler mit ihren Ochsenkarawanen jährlich ein oder zweimal beleben. Wo die Gonds, unberührt von brahmanischer und muhammedanischer Sitte in ihren Wäldern hausen, wohnen sie in mit Erde beworfenen grasbedeckten Zweighütten und sind zum Theil so wild, daß sie ganz nackt gehen, auch der Menschenfresserei nicht fremd scheinen. Sie haben eigenthümliche Götzen, denen sie unter plumpen Ceremonien opfern, und sind in drei Kasten getheilt, die wohl mit einander essen, aber nicht unter einander heirathen dürfen. Vor den überaus zahlreichen Tigern fürchten sie sich weder bei Tag noch bei Nacht. — In der „Schlangenstadt" Nagpur, die jetzt englischer Regierungssitz ist, und

der gleichnamigen Provinz sind Sitten, Sprachen und Ideen ganz die der Mahratten. Die auch einen Theil des Windhja-Gebirges umfassenden Narmada-Ländereien enthalten theilweise Gegenden von unübertroffener Schönheit und Fruchtbarkeit, während ihre Bewohner aus den verschiedensten Stämmen gemischt sind. Hier liegt im Windhja-Gebirge die britische Militärstation Sagar und südlich davon im Narmada-Thale die Stadt Narsingpur, dann etwas östlicher an der von Bombay nach Kalkutta führenden Eisenbahn der aufblühende Ort Dschabalpur. Aber welche Greuel hat nicht schon dieses schöne Narmada-Thal gesehen, durch welches das Dampfroß jetzt ungefährdet die Schaaren der Reisenden führt!

Vor 50 Jahren noch kamen die englischen Beamten hier hin und wieder in ein auffallend reinliches Dorf, dessen Bewohner sich durch Wohlstand und ein besonders inniges, zartes Familienleben auszuzeichnen schienen. Wie wenig ahnte der Kollektor oder Richter, wenn er an den Vorsteher eines solchen Orts ein paar Worte der Anerkennung richtete, daß der ehrerbietige Alte, mit dem er sprach, der Anführer einer Würgerbande war, die kaltblütig schon Hunderte ihrer Mitmenschen ums Leben gebracht hatte! Und dennoch war es so. Erst ums Jahr 1830 führten verschiedene Umstände zur Entdeckung jenes geheimen Mörderbundes, der sich ursprünglich aus Moslemen gebildet hatte, später aber auch Hindus aufnahm, unter denen er sich bis in unser Jahrhundert fortgepflanzt hat. Morden vertrat bei seinen Gliedern die Stelle des Gebets und guter Werke, durch Morden hofften sie den Eingang ins Paradies zu verdienen, in dem die Todesgöttin Kali für ihre Getreuen alle erdenklichen Genüsse bereit hat. Thags nannte man sie nach dem Zeitwort thagna, betrügen, weil eine ihrer Haupteigenschaften List und Verstellung war. In der Gestalt von Pilgern gesellten sie sich zu andern harmlosen Reisenden, und wie angenehm und unentbehrlich wußten sie sich nicht zu machen! Niemand wußter geschickter als sie das nöthige Holz zum Kochen der Abendmahlzeit herbeizuschaffen, Niemand war bereitwilliger, von seinen Vorräthen mitzutheilen, Niemand wußte traulicher zu plaudern, wenn man seine Pfeife rauchend am Feuer saß. Aber all das war nur ein Vorwand, um den rechten Augenblick zu erhaschen, ihren Opfern mit grauenhafter Geschicklichkeit ein fest gewundenes seidenes Tuch oder eine Schlinge über den Kopf zu werfen und so schnell und fest zuzuziehen, daß augenblicklich der Tod erfolgte. Monate lang konnten sie zuweilen einen Menschen verfolgen, den sie sich zum Opfer ersehen

hatten, bis es ihnen gelang, ihn im Schlaf oder sonstwie zu erwürgen. Zuweilen war sein Grab von den Genossen, welche auf der Reise einen Vorsprung hatten, an einem verborgenen, vorher verabredeten Platz schon gemacht, während er noch arglos und fröhlich plauderte und nach wenigen Minuten war er todt und verscharrt, ohne daß je eines der Seinen erfuhr, was aus ihm geworden. Dann setzte die Gesellschaft, mit der Habe des Ermordeten bereichert, ihren Weg fort, als ob nichts geschehen wäre.

Im Jahr 1830 gehörten nicht weniger als 50,000 Menschen zu diesen Mörderbanden, die von Multan bis nach Kalkutta und in den Süden der Halbinsel hinab ihr Wesen trieben. Seither hat die englische Regierung Alles gethan, was in ihren Kräften stand, das Uebel auszurotten und es scheint ihr gelungen zu sein. In der richtigen Erkenntniß, daß hier mit bloßem Hängen nichts ausgerichtet sei, beschloß sie, die Unterdrückung der Thags einer besondern Kommission unter Oberst Sleeman anzuvertrauen, welche das richtige System für die Behandlung solcher Verbrecher fand. Man versprach erst den Mittheilsamen ihr Leben, kam allen Geheimnissen dieser satanischen Brüderschaft auf den Grund, fieng fast sämmtliche Genossen derselben ein und errichtete Ansiedlungen, in welchen die Alten unter strenger Aufsicht arbeiten, die Jungen aber nützliche Beschäftigungen, wie namentlich die Teppich- und Zeltfabrikation erlernen.

Die ersten Missionsversuche wurden auch in Gondwona von Baptisten gemacht. Sirampur-Brüder übersetzten schon frühe das Neue Testament und andere Schriften in die Mahrattasprache, und ein frommer englischer Offizier verbreitete sie in Nagpur, wo er auch eine Schule eröffnete. Ein 1812 von Sirampur gekommener Gehilfe fand wohl viel Begierde vor, aber auch großes Beben vor der Taufe bei denen, die dazu reif schienen. Andre Gehilfen folgten und die Aussichten wurden günstig. Aber Pindari-Schaaren überfielen die Gegend und Feindseligkeiten zwischen dem Radscha von Nagpur und den Briten wurden so drohend, daß die Mission weichen mußte.

Neue Missionare kamen 1842 auf den Wunsch eines englischen Beamten in Dschabalpur ins Land, und zwar dießmal von Berlin gesandt. Dort hatte nämlich im Mai 1833 Johannes Evangelist Goßner, der sechzigjährige Prediger der böhmischen Kirche in zweistündiger Rede mit überwältigender Beredtsamkeit das Thema durchgeführt: die Sendung evangelischer Prediger zu allen Völkern ist die

heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder wahre Christ zu der seinigen, die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen soll. Darauf hin hatte sich bei ihm ein Häuflein junger Handwerker ums andere gemeldet, die irgendwie in die Mission ausgehen wollten. Sie selbst zu unterweisen und von Kandidaten unterrichten zu lassen, war nun sein heißes Anliegen geworden. Im Juli 1837 hatte er elf Männer zur Arbeit in Australien eingesegnet und ein Jahr später ein zweites Dutzend in die Gangesländer ausgesandt, denen 1841 sechs nach Gondwana bestimmte Brüder folgten. Erst flohen die Gonds vor ihnen, dann aber nahten sie sich zutraulich und bedienten sie eifrig. Doch während die 1844 zu den nordöstlicheren Gebirgsstämmen der Kols nachrückenden Brüder seit 1850 eine überaus reiche Ernte sehen durften, schienen jene Sendboten in Gondwana nur bestimmt, selbst als edle Samenkörner zum Ersterben in die fremde Erde niedergelegt zu werden. Vier von ihnen wurden schon 1843 in ihrem unvollendeten Wohnhause in Einer Nacht von der Cholera hingerafft: Goßners herbe Forderung, daß die Brüder an allen Orten baldmöglichst wie Paulus durch Händearbeit ihr eigen Brot essen sollten, hat unzweifelhaft doch manches Opfer gekostet. Bestand hatte in Gondwana dagegen die Mission der freischottischen Kirche, welche 1844 von Stephan Hislop eröffnet wurde, und der sich dann die zwei überlebenden Goßner'schen Brüder anschlossen. Sie faßte zunächst die Mahratten und Muhammedaner ins Auge und wirkte besonders durch Schulen und Reisen. Bald wurden einige getauft, der Widerstand gegen bekehrte Hindus war aber so groß, daß die älteren Schüler, auch wenn überzeugt, nicht leicht weiter geführt wurden. Doch genoß Hislop solche Anhänglichkeit, daß ihm in der Empörungszeit 1857 eine Verschwörung entdeckt wurde, so daß er die Europäer noch warnen und den Anschlag vereiteln konnte. Nachdem 1863 der eben so fromme als liebenswürdige und gelehrte Hislop in einem angeschwollenen Fluß ein frühes Ende gefunden, übernahm sein seitheriger Mitarbeiter Cooper die Leitung der Nagpur-Mission, die nun mehr und mehr sich auch dem einfachen Völklein der Gonds zuwendet. Im Jahr 1865 siedelte der eingeborene Missionsgehilfe Hardy von Nagpur nach dem 30 Stunden entfernten Tschindwara über, von wo aus mehrere Golddörfer leicht erreicht werden können. Ihm folgte das Jahr darauf der europäische Missionar Dawson, und seither haben diese beiden nicht nur die Sprache gelernt, sondern auch ausgedehnte Reisen von Dorf zu Dorf gemacht, in Tschindwara

selbst durch Hausbesuche, Straßenpredigt und Schulen den guten Samen ausgestreut, einige Stücke der heiligen Schrift übersetzt und eine kleine Gemeinde gesammelt. Noch muß sich der Missionar, wenn er in ein Dorf kommt, durch das Läuten mit einer Handglocke seine Zuhörer zusammenschellen, aber vielleicht ist der Tag nicht fern, wo, wie jetzt bei den Santals, Schaaren wahrheitssuchender Heiden ungerufen zu ihm kommen werden, so daß er vom frühen Morgen bis an den Abend fortzulehren und zu predigen hat, auch wenn er keinen Schritt aus seinem Hause hinausthut.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Das Tamilland.

1. Land und Volk im Allgemeinen 3
2. Tinneweli 17
3. Nach Madras 28
4. Katholische Arbeiter in der Tamil-Mission 38
5. Die Väter der evangelischen Mission 45
6. Weitere Entwicklungen 59
7. Das heutige Missionsnetz 76

II. Das Teluguland 87

Anhang: Orissa 101

E. Greiner'sche Hofbuchdruckerei.

1957 K 4551 √

Missions-Bilder.

Neue Serie: Asien.

Sechstes Heft.

Die Tamil- und Teluguländer.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1878.

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset